



Das magnarische Volk.



Das magyarische Volk.

Die Eigenthümlichkeiten der magyarischen Sprache.



aß das magyarische Volk keinem anderen lebenden Volke nahe verwandt ist, haben ethnologische und philologische Forschungen gleichermaßen bewiesen. Der reine magyarische Typus ist zwar bis auf den heutigen Tag noch nicht befriedigend festgestellt, da über diesen Gegenstand bisher höchstens grundlegende Untersuchungen geschehen konnten, sicher ist aber schon jetzt, daß der Magyare sowohl in seinen Schädel- und Gesichtsformen als auch in seinem Körperbau gewisse Eigenthümlichkeiten besitzt, welche als besondere Racen-Eigenschaften betrachtet werden dürfen und als solche weder nah noch fern bei einem anderen Volke aufzufinden sind. Was die Sprache betrifft, so waren in unserer Literatur Ursprung und Verwandtschaft derselben seit der Zeit der ersten bekannten magyarischen Grammatik (1539) unausgesetzt Gegenstand der Untersuchung. Sogar die Frage der Verwandtschaft mit den finnisch-ugrischen Sprachen befindet sich schon seit mehr als hundert Jahren ständig auf dem Tapet. Erstaunlichen Fleiß, Ausdauer und Gründlichkeit bekunden auf diesem Gebiete besonders unsere jetzt lebenden und wirkenden großen Gelehrten (Paul Hunfalvy, Josef Budenz). Das Ergebnis scheint aber auch jetzt noch nicht im Verhältniß zu stehen zu der auf die Forschung verwandten großen und vielseitigen Arbeit, denn nicht nur daß das Gesamtbewußtsein der Nation sich mit der finnisch-ugrischen Verwandtschaft nicht abzufinden vermag, sondern in der Akademie der Wissenschaften selbst gewinnt eine andere Richtung immer mehr Boden, nämlich die Lehre der Verwandtschaft mit dem türkischen Element, mit Hermann Vámbéry als hervorragendstem und geistvollstem

Verkünder. Welche der beiden philologischen Parteien, die mittlerweile zu richtigen Lagern angewachsen sind, irgend einmal siegreich bleiben werde, das ist noch immer ein Geheimniß der Zukunft. Aus dem bisherigen Verlauf des hochinteressanten Streites hat sich schon einstweilen klar genug ergeben, daß die magyarische Sprache, als gleichfalls der großen Familie der altaischen Sprachen angehörig, sowohl zur finnisch-ugrischen als zur türkisch-tatarischen Sprachgruppe in verwandtschaftlichem Verhältnisse steht. Die Frage ist nur noch, ob unsere Sprache ihrem Ursprunge nach der finnisch-ugrischen Sprachgruppe angehöre, die türkisch-tatarische Verwandtschaft aber nur das Ergebnis späterer Einwirkungen sei, oder ob sie umgekehrt türkisch-tatarischen Ursprunges sei und die finnisch-ugrische Verwandtschaft sich durch die erhaltende Berührung mit den hierher gehörigen Sprachen gebildet habe. Übrigens ist es sogar noch denkbar, daß sich durch fernere Forschungen eine dritte Möglichkeit herausstellen werde, nämlich daß diese Sprache sich aus dem gemeinsamen altaischen Stamme selbständig ausgesondert habe, als dritter Zweig, der infolge von später eingetretenen geographischen und ethnographischen Verhältnissen keine Nebenzweige treiben konnte. Keinen geringen Vorschub leistet dieser Annahme die in der Entwicklung der magyarischen Sprache zu Tage tretende starke Selbständigkeit, deren Macht alles Entlehnte vollständig dem Geiste der Sprache anzupassen vermocht hat und vermag, und zwar selbst in phonetischer Hinsicht so sehr, daß nicht selten nur die allseitige Zergliederung und höchst umsichtige Vergleichung des Sprachforschers instande ist festzustellen, ob das eine und andere unserer Wörter urmagarischer Abstammung oder nur eine assimilirte Entlehnung sei. Unbedingt fest steht also nur, daß die magyarische Sprache zu den agglutinirenden Sprachen gehört und auch unter diesen eine derjenigen ist, bei denen der Wortstamm und die modificirenden Wortbestandtheile (Bildungsilben, Flexionsendungen) nach Form und Bedeutung aufs genaueste von einander zu unterscheiden sind.

Ihrer individuellen Natur nach gehört die magyarische Sprache zu denjenigen, welche den schönsten Klang, den vollkommensten Bau und die klarste Präcision des Ausdruckes besitzen. Ihr eigenthümlicher Wohlklang rührt nicht nur daher, daß sie sogar literarisch vierzig rein articulirte Sprachlaute gebraucht, sondern auch daher, daß alle diese Laute, in so und so viele regelmäßige Accorde zusammengefügt, sich zu Worten gruppiren. Es ist nämlich eine der wesentlichsten Eigenthümlichkeiten dieser Sprache, daß ihre Vocale in solche der hohen, tiefen und mittleren (leichten, schweren und neutralen) Stufe zerfallen (e, ö, ő, ü, ű, || a, á, o, ó, u, ú || é, é, i, i), und daß in den einfachen magyarischen Wörtern, mag nun die Zahl ihrer Silben durch Bildungsilben und Flexionsendungen noch so groß werden, stets nur Vocale der nämlichen Stufe zusammentreffen können. Diesen großen und starren Gegensatz gleichen die mittelstufigen Töne insofern aus, als sie sich zu hohen und tiefen Tönen gleicherweise gesellen dürfen

und dadurch die sogenannten Wörter von gemischtem Klange bilden, welche aber in Bezug auf Flexions- und Bildungssilben auch dann unbedingt entweder hoch- oder tieftönig bleiben. So sind z. B. *nemzet, eró, szüle* (Nation, Kraft, Mutter) hochtönig; *magyar, bátor, tudós* (Magyare, muthig, gelehrt) tieftönig; *háj, vér, hit, kín* (Rinde, Blut, Glaube, Qual) mitteltönig; *vezér, híres* (Anführer, berühmt) hochtönig gemischte und *néma, virág* (stumm, Blume) tieftönig gemischte Wörter.

Hinsichtlich der für die Aussprache benöthigten Zeit sind die Vocale theils kurz theils lang, was die Schrift mit prosodischer Pünktlichkeit darstellt, indem sie die Schriftzeichen der kurzen Töne entweder mit gar keinem Zeichen versieht (e, a, o, u), oder punktiert (é, í, ö, ü), während sie die langen ohne Ausnahme durch einfachen oder doppelten Accent unterscheidet (é, í, á, ó, ú, ő, ü). Die genaue Einhaltung des Zeitmaßes ist nicht nur für den Wohlklang, sondern auch für die Bedeutung überaus wichtig, da wir sehr viele Wortformen haben, welche kurz oder lang ausgesprochen oder geschrieben von grundverschiedener Bedeutung sind. Es genüge als Probe dafür nur wenige Wörter anzuführen: *el, él* (fort, lebt); *éles, élés* (scharf, Mundvorrath); *hal, hál* (Fisch, schläft); *bajos, bájos* (mühselig, reizend); *veres, véres, verés* (roth, blutig, Schläge); *tör, tór* (bricht, Dolch); *örül, örül* (er freut sich, er wird toll); *rútak, ruták* (häßliche, Hauten) u. s. w. Es ist selbstverständlich, daß die absichtliche Verwechslung der einander entsprechenden langen und kurzen Vocale eine unversiegbare Quelle unübersetzbarer Wortspiele, besonders in der Volkssprache ist.

Wie an Vocalen, so besitzt die magyarische Sprache auch an Consonanten einen seltenen Reichthum, denn sie hat 25 Consonanten, welche sie einzeln ebenso klar und genau articulirt, als sie sie deutlich von einander unterscheidet, so daß sie z. B. die harten und weichen Consonanten einer Classe selbst bei noch so nachlässiger Aussprache nicht mit einander verwechseln kann; beim Aussprechen von *pap* und *bab* (Priester, Bohne), *Tata* und *dada* (Ortschaft Tata [Totis], Amme), *körök* und *görög* (Kreise, Griechen) u. s. w. ist der Gehörssinn keinen Augenblick im Zweifel über die wahre Bedeutung des Wortes. Hierher gehört auch jenes Gesetz des Wohllauts, daß diese Sprache im allgemeinen der Anhäufung von Consonanten, die neben einander schwer auszusprechen sind, widerstrebt, ja am Beginn eines Wortes überhaupt nicht mehr als einen einzigen Anfangs-Consonanten duldet, mit Ausnahme einiger Lehnwörter, deren Aussprache sich aber sowohl die Schrift- als auch namentlich die Volkssprache gleichfalls gern durch Einschlebung irgend eines passenden Vocales erleichtert. Dieser Forderung des Wohlklanges entsprechend bildeten sich die magyarischen Formen von Wörtern wie: *garas* (Groschen), *Ferencz* (Franz), *iskola* oder *oskola* (schola), *istráng* (Strang), oder beim Volke *goróf* (Graf), *karajczár* (Kreuzer), *kovártéj* (Quartier) und so fort.

Seit der Annahme des Christenthums ist an die Stelle der angeblich uralmagyarischen (sogenannten hunnisch=széklerischen) Schriftzeichen das lateinische Alphabet getreten, obgleich neben diesem die alten nationalen Buchstaben noch Jahrhunderte lang so sehr in Mode waren, daß einer unserer alten Sprachforscher (Stefan Katona de Gelej) selbst noch in seiner im Jahre 1645 erschienenen Grammatik klagt, der Magyare besitze „seine selbsteigenen alten Buchstaben“, sage sich aber nunmehr von denselben los und schreibe „mit fremden lateinischen (deák) Buchstaben“, und zwar „auch noch über die Maßen verschieden und fehlerhaft“; ja es sind alte Inschriften in diesen Zeichen noch jetzt geschrieben zu sehen im Udvarhelyer Comitát an der Decke der unitarischen Kirche zu Enlaka, im reformirten Collegium zu Udvarhely aber auf einem hölzernen Streitkolben und gemeißelt zu Kovácsna im Háromszékler Comitát an einem Balken eines alten Hauses, gar nicht zu gedenken jener noch jetzt bekannten hunnisch=széklerischen Alphabete, von welchen auch Nikolaus Révai, der Vater unserer historischen Sprachforschung, zwei Varianten in seine große Sprachlehre, betitelt „Elaboratio Grammatica“ 2c., aufgenommen hat.

Wie schwer es gewesen, das lateinische Alphabet der magyarischen Sprache anzupassen, ist schon daraus zu entnehmen, daß, wie gesagt, die Zahl unserer Sprachlaute vierzig ist, also fast zweimal so groß als die Zahl der lateinischen Buchstaben; ferner, daß auch unsere scheinbar mit dem Lateinischen übereinstimmenden Laute mehr oder weniger eigenartig sind, und endlich, daß wir mehrere Laute haben, welche dem Lateinischen geradezu fehlen. Von den Vocalen ganz abgesehen, sind z. B. solcher Art die Consonanten: dz, sz, cs, ds, ty, ly, ny, gy und zs, welche in der Aussprache als ebenso einfache Laute erscheinen wie die mit einfachen Schriftzeichen (b, k, m u. s. w.) und in denen bald das erste Schriftzeichen (dz), bald das zweite (ny) gar nicht als Buchstabe, sondern nur als Accent gilt, d. h. als Erweichungs- oder Verhärtungs-Accent neben dem anderen Buchstaben, der der eigentliche Lautträger ist. Es hat auch in der That lange gedauert, bis die heutigen Regeln der magyarischen Rechtschreibung feststanden; dafür aber haben wir es auch so weit gebracht, daß die entlehnten Buchstaben heute jeden unserem Schriftthum einverleibten Laut so getreu bezeichnen, wie dies nur in wenigen Orthographien der gebildeten Welt der Fall ist.

Der Wortklang der gebildeten und der Volkssprache weichen hier und da insofern von einander ab, als die letztere auch Lautschattirungen benützt, welche in die Literatur nicht aufgenommen worden (ä, â, ê), ja an manchen Orten auch derartiges hören läßt, was dem Diphthong der arischen Sprachen nahekommt (sziep luó, jáó fejeős üszüó, statt „szép ló, jó fejős üsző“ = schönes Pferd, gute Milchkuh); allein mit Ausnahme solcher dialectartigen Erscheinungen unterscheidet sie sich kaum in etwas von der Schriftsprache, wie denn auch die magyarische Sprache eigentlich gar keine Dialecte im

gewöhnlichen Sinne des Wortes hat. Daß die beiden Sprachformen einander so sehr nahe liegen, ist indessen bloß allgemein zu verstehen, denn die größere grammatikalische Ausbildung und Regelmäßigkeit, wie auch Adel und Abwechslung des Ausdrucks sind, wie in anderen gebildeten Sprachen, so auch hier nur als die naturnothwendigen Eigenschaften der verfeinerten literarischen Sprache anzusehen.

Ihrem Bau nach steht die magyarische Sprache völlig auf der Stufe der ausgebildeten Reife und hat dadurch nicht nur als geistiges Band zwischen Ungar und Ungar, sondern auch als höher gearteter Dolmetsch der Gedanken- und Gefühlswelt Anspruch auf einen vornehmen Platz in der Reihe der gebildeten Sprachen. Sie besitzt zehn Redetheile, wobei zu merken, daß die Präposition der arischen Sprachen hier durch eine „Postposition“ ersetzt ist, die Präpositionen werden aber meistens durch entsprechende Suffixe ausgedrückt.

Die Unterscheidung der Wörter nach grammatikalischen Geschlechtern (Genera) ist im Magyarischen gänzlich unbekannt; da aber eine solche dem magyarischen Gedankengang vollkommen fremd ist, schädigt dies das System der Sprache nicht im geringsten, und zwar um so weniger, als sie anderseits mit den Behelfen der Wortbildung und der Wortbeugung überreich ausgerüstet ist und es daher in ihrer vollen Gewalt hat, auch die feinsten Abtönungen der Begriffe aufs treffendste auszudrücken. Ihre Wortbildung geschieht theils durch Lautveränderung, theils durch sogenannte Bildungssilben, theils auch mit Hilfe von Wortzusammensetzung. Die wortbildende Kraft der Lautveränderung hat sich mehr in der Vergangenheit geltend gemacht; heutigentags scheint sie selbst in der Volkssprache aufgehört zu haben, daher denn auch Wortformen wie: lebeg, libeg, lobog (flittert, flattert, flackert) || renget, ringat, rángat (bringt ins Wanken, Schwanken, zerrt daran) || kövecs, kavics (Steinchen, Kiesel) || ez, az (dies, das) || itt, ott (da, dort) u. s. w. mehr als akustische Erscheinungen denn als Thatfachen des Vokabulars betrachtet werden. Desto beständiger und fruchtbarer ist das Leben innerhalb der beiden anderen Arten, deren sprachentwickelnde und sprachbereichernde Kraft ins unberechenbare geht. Die Bildungssilben, über ein halbes Hundert an Zahl, gehören im allgemeinen zwei größeren Gruppen an, deren eine zur Bildung von Nennwörtern (Nomina), die andere zur Bildung von Zeitwörtern (Verba) dient. Diese Gruppen sondern sich wieder in je zwei Unterabtheilungen, welche einestheils aus Nennwörtern Nennwörter und Zeitwörter, andertheils aber aus Zeitwörtern Zeitwörter und Nennwörter bilden. Gleich den ursprünglichen Wurzeln und Stämmen können auch die Bildungswörter immer neuen Wörtern als Stammwort dienen, so daß selbst die gewöhnlichsten Derivata (Ableitungswörter) neben den Grundwörtern zu ganzen Reihen anwachsen. Auch die Wortzusammensetzung ist eine sehr reiche Quelle der Vermehrung für den magyarischen Wortschatz, obgleich in dieser Hinsicht unsere Sprache weit enthaltamer ist als z. B. die deutsche;

daher sie denn Begriffsgruppen, welche auszudrücken die Zusammensetzung von vier, fünf oder noch mehr Wörtern erforderlich wäre, wo nur irgend möglich auflöst oder gelegentlich durch Umschreibung ausdrückt, um auf diese Art auch dem Wohlklang sein Recht zu wahren. Zu erwähnen ist noch, daß, wie jede Sprache, die magyarisches nicht minder ihren Wortschatz durch Entlehnung bereichert, die entlehnten Wörter sind jedoch nur insofern in die Rubrik der Wortbildung einzubeziehen, als sie sich nach den Lautgesetzen der magyarisches Sprache umwandeln und dadurch nach Form wie nach Sinn magyarisches Wörter werden. Das Hauptmittel, um die Wörter innerhalb des Satzes auf einander zu beziehen, ist die Wortbeugung (Flexion), welche theils Declination theils Conjugation ist und in jenem Fall durch Declinations-, in diesem durch Conjugationsendungen bewerkstelligt wird.

Die Flexionsendungen wie auch die Bildungssilben sind Überbleibsel von einst selbständigen Wörtern, die durch Abschleifung entstanden sind und ihre einstige volle Bedeutung ihrer neuen Rolle zuliebe in eine bloße Function verwandelt haben. Manche derselben haben jedoch ihre alte Form und Bedeutung bis auf den heutigen Tag bewahrt und figuriren so noch immer auch als selbständige Wörter. Die Zahl der Nominal-, wie der Verbal-Endungen ist so groß wie nur bei wenigen auch unter den agglutinirenden Sprachen. Zu den Nennwörtern können allein schon vierzehn Nominativ-Endungen treten, wobei zu bemerken, daß das unlectirte Nennwort selbst der fünfzehnte Nominativ ist. Zu jedem dieser Nominative können wieder achtzehn- bis zwanzigerlei Verhältnißendungen treten. Alles in Allem kann ein Nennwort der magyarisches Sprache mehr als fünfhundert Formen annehmen, ohne daß sich seine Grundbedeutung auch nur im geringsten ändern würde.

Die Conjugation ist nicht minder reich an Formen. Mit Bezug darauf genüge es, nur einige auffallendere Eigenthümlichkeiten zu erwähnen. Jedes übergehende oder andere übergehend gebrauchte Zeitwort hat zwei thätige Conjugationen: eine subjective und eine objective, wobei jene einfach bedeutet, daß das Subject thätig auftritt, z. B. **lát-ok** (ich sehe); diese dagegen bedeutet, daß die Thätigkeit des Subjects sich auf ein bestimmtes Object richtet, z. B.: **lát-om** (a hegyet), (ich sehe, z. B. den Berg). Die erste Person des objectiv abgewandelten Zeitwortes vermag mit unvergleichlicher Kürze und Genauigkeit auf die zweite Person als auf das Object hinweisen, nämlich folgendermaßen: **lát-l-ak**, **lát-a-l-ak** (ich sehe dich, ich habe dich gesehen), und wenn wir eine solche Verbalform auch noch mit einer potentialen Anhängsilbe versehen, dann braucht z. B. die deutsche Sprache schon eine ganze Menge Wörter, um einen großen, in ein einziges Wort zusammengezogenen Satz übersetzen zu können, z. B. **lát-hat-l-ak** (ich kann dich sehen), **lát-hatta-l-ak** (ich habe dich sehen können).

Die richtige Anwendung der subjectiven und objectiven Conjugation kann mancher Fremde sein Lebtag nicht erlernen. Da hilft die bloße Grammatik nicht, nur die scharfe Beobachtung und die bewußte Übung. Wie oft hören wir von Fremden Dinge dieser Art: „Tudsz magyarul?“ (Kannst du magyarisches?) „Tudom“ (ich kann) entgegnet der Gefragte, „Látok“ (ich sehe es) trumpft ihm der Frager zurück. Beides ist gefehlt; das Richtige wäre „tudok“ und „látom“, denn der erste Fall verlangt die subjective Conjugationsform (tudok magyarul beszélni, ich kann magyarisches sprechen), der zweite dagegen die objective Form (látom, hogy tudsz, ich sehe es, daß du kannst). Ein anderer seltener Reiz des magyarisches Zeitwortes ist es, daß es seinen Infinitiv ebenso mit Personalendungen versehen kann wie welches vollkommene Tempus immer, z. B. látnom, kérnem, jönnie (etwa: mir zu sehen, dir zu bitten, ihm zu kommen); diese Feinheit ist aber schlechterdings nicht übersehbar, andere Sprachen haben dafür nur umschreibende Ausdrucksweisen.

Da die magyarisches Sprache für den Ausdruck der Verhältnisse und Beziehungen in der Rede über so viele und mannigfaltige Mittel verfügt, sind natürlicherweise ihre Satzgefüge und überhaupt ihre Ausdrücke jeder Art so vollkommen klar und genau, daß weder in Prosa, noch im dichterischen Vortrag irgend Dunkelheit oder Zweideutigkeit obwalten kann, außer wenn der Schriftsteller dieses seine Werkzeug nicht zu meistern vermag. Man höre doch den Parlamentsredner und das Werk des Dichters, oder den Dorfrichter und das Volkslied, man spreche mit dem Mann aus den höchsten Kreisen oder mit dem Hirten der Buszten im Alföld, man wird sich in jedem Falle gleich sehr erfreuen an der seltenen Originalität dieses logischen Gedankenganges, wie an der einfachen Klarheit der Ausdrücke, an ihrer ernsten Würde, malerischen Farbenpracht und anschaulichen Plastik. Denn, obgleich unser tausendjähriges Leben in Europa uns aus so Manchem herausgeschält hat, was wir aus der asiatischen Urheimat mitgebracht, — die orientalisches gearteten Bilder und Vergleiche, kurz: die Urwüchsigkeit in Gedankengang und Ausdrucksweise besteht ein für allemal selbst in den untersten Schichten unseres Volkes, ja man kann sogar sehr viel Ursprüngliches so recht eigentlich nur noch dort finden.

Das magyarisches Wort nennt und bezeichnet nicht bloß, sondern es malt auch den Begriff, die Empfindung. Um dies einigermaßen zu beleuchten, könnte man beispielsweise viele Duzende von Synonymen des Zeitwortes, welches das „Gehen“ bedeutet, zusammenstellen, wobei noch zu merken wäre, daß die Mehrzahl dieser Zeitwörter wieder mehrfache Bedeutungen hat und daß auch so noch jedes einzelne jenen Zeitwörtern diametral entgegengesetzt ist, welche das „Kommen“ ausdrücken und die Annäherung an den Standort des Sprechenden darstellen, ebenso wie jene die Entfernung von demselben. Fremde finden oft eine Schwierigkeit in jener Eigenheit unserer Sprache, daß wir bei

der Benennung von Personen stets den Familiennamen (beziehungsweise das Adelsprädicat) zuerst und den Taufnamen zuletzt setzen, das heißt, daß wir sagen: Sárvári Széchenyi István und nicht auf arische Weise: Stephanus Széchenyi de Sárvár. Die Ursache davon ist sehr einfach. Der magyarische Verstand geht bei der Betrachtung immer vom Äußeren aus und schreitet zum Inneren, zum Wesen vor; daher ist es im Magyarischen Grundprincip, daß das Epitheton gewöhnlich dem Worte, das es näher bestimmt, voransteht. Deshalb setzt man auch bei den Benennungen von Personen den Familiennamen als Bestimmungswort dem Taufnamen, als dem zu Bestimmenden, voraus.

Und diese Sprache, die ein so seltenes Interesse darbietet, hat sich hauptsächlich im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts bereits auf eine so hohe Bildungsstufe erhoben, daß es keinen Gedanken und keine Empfindung, weder eine Wissenschaft, noch eine Kunst gibt, die man magyarisch nicht entsprechend, ja elegant verdolmetschen könnte. Der thätige Eifer der zahlreichen wissenschaftlichen Vereine, die Wirksamkeit der Zeitungs- und Fachliteratur nach tausend Richtungen, die gefeierte Schar unserer großen, auch im Auslande gewürdigten Dichter, die Kanzel, die Schule, kurz jeder Factor des geistigen Lebens wirkt begeistert mit, nicht nur an der Bereicherung der nationalen Sprache, sondern auch an der fortwährenden Verfeinerung der Sprache, welche übrigens, was ihr Wortschatz und die Macht ihres Kunststils vermögen, schon durch die eine Thatfache glänzend beweist, daß Shakespeare, Molière, Aristophanes u. s. w. vollständig, und zwar in ebenso treuer als poetischer Übersetzung ins Magyarische verpflanzt sind.

Bei alledem hat, wie die Nation selbst, auch ihre Sprache mancherlei Fährlichkeiten überstanden. Besonders schlecht erging es ihr im XVIII. Jahrhundert, als das nationale Bewußtsein, zumal bei den gebildeten Ständen, in eine Ohnmacht verfallen war, welche fast dem Tode gleichkam. Der größte Theil des Hochadels huldigte der Mode einer fremden Bildung; der niedere Adel aber und die im allgemeinen sogenannte Honoratiorenclasse betrachteten die lateinische Sprache als den würdigsten Dolmetsch der Bildung und benützten sie häufig sogar im Alltagsgespräch. So wurde jene Sprache, welche im XVI. und ganz besonders im XVII. Jahrhundert sich schon einer wirklich glänzenden Literatur rühmen konnte, jetzt wieder zu einer bloßen Sprache des Volkes und blieb das auch bis gegen das letzte Viertel des Jahrhunderts, wo auf die Zeit des Verfalls plötzlich eine Wiedergeburt folgte, welche alles Versäumte nachzuholen bestrebt war, so daß die magyarische Sprache, durch eine Schar von Dichtern, Schriftstellern und Gelehrten in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu neuem und glänzendem Leben erweckt, schon in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ihren siegreichen Einzug auf alle Gebiete des privaten und öffentlichen Lebens hielt, ja seit 1847 sogar in den Königshallen ein dauerndes Heim gefunden hat.

Ursprung, Beschaffenheit und wehrhafte Gesinnung des magyarischen Volkes.

Kraft einer allgemeinen Annahme sucht die magyarische Nation ihre Vorfahren in den Hunnen und Avarn. Diesen Glauben zu beweisen ist ebenso schwer, als ihn zu widerlegen; ganz unmöglich aber ist es, ihn damit zu ersetzen, daß die Magyaren mit den Finnen und Tschuwasen eines Ursprunges wären, so tüchtige, lebensfähige Völker diese auch sein mögen, besonders die hochcultivirten Finnen, die wir ihrer geistigen Begabung und Tapferkeit nach getrost als Verwandte gelten lassen dürften. Es gibt, mit Ausnahme weniger Sprachforscher und Geschichtschreiber, keinen Magyaren, der nicht Attila als seinen Ahnherrn betrachten würde.

Auch dem Ursprung der Magyaren läßt sich nur auf der Spur der Sprache nachforschen. In der magyarischen Sprache kommen als Urwörter Benennungen für Begriffe vor, welche im nordöstlichen Theile Europas nicht heimisch sind; sie kannten das „Meer“ (tenger), das „Kameel“ (teve), den „Löwen“ (oroszlán), die „Weintraube“ (szőlő), den „Wein“ (bor), die „Birne“ (körtvély), die „Apriose“ (baraczk), die „Melone“ (dinnye), den „Apfel“ (alma), deren Benennungen sowohl die deutsche als auch die slavische Sprache meistens dem Lateinischen entlehnt hat. Sie mußten also dort herumgekommen sein, wo alles dies zu sehen war. Hingegen fehlt in der magyarischen Sprache Vieles, was im Norden ein alltäglicher Anblick ist, z. B. der Gletscher, das Renthier u. s. w. Aus dem Slavischen sind medve (Bär), ablak (Fenster), asztal (Tisch), szekrény (Schrank) und Anderes herübergeholt. Bei den in älterer Zeit hier angesiedelten Székeln haben die Gebäudetheile schon ihre Benennungen: tanór, zábé, hiú, pitvar (Einfriedung, Thürpfosten, Dachboden, Hausflur), die beiden letzteren mit dem Magyarischen gemein. Das Alles sind aber Begriffe, die dem Norden angehören. Selbst noch „hegy“ (Berg, eigentlich Spitze) ist nur eine relative Bezeichnung, meist steht dafür „kö“ (Stein) oder „bércz“ (Gebirge). Dagegen gibt es genug Bezeichnungen für das Flachland: senyér, avar, sivatag, rét, nyir (Heide, Nied, Wüste, Wiefe, Birkengehölz), dann mocsár, láp, semlyék, ingovány, dágvány, moha, kopolya, pocséta (Sumpf, Moor, Senke, Bruch, Morast, Moos, Pfütze, Lache) lassen ahnen, daß dergleichen auf der gipfelloren Ebene zwischen Kaspi-See und Schwarzem Meer erworben wurde, wo die Magyaren wahrscheinlich mit mehreren stammverwandten Völkern zusammen hausten und sich nicht selten in Bruderkriegen aufrieben, bis die einen von den verheerenden Zügen der Völkerwanderung weggeschwemmt wurden, die anderen mit dem magyarischen Volke verschmolzen.

Auch nach der Physiognomik ist es schwer, die Verwandtschaft zwischen der magyarischen und anderen Racen zu suchen. Zwar kann es constatirt werden, daß die ovale (mehr zum Rundlichen, als zum Eckigen neigende) Form des Gesichtes, das Profil, die hohe gewölbte Stirn, die gerade und nicht stark gebogene, aber auch nicht stumpfe Nase, der regelmäßige Mund, das keinen Winkel bildende Gebiß, das runde Kinn dem kaukasischen Typus entsprechen; auch ist zu constatiren, daß das urwüchsigste Magyarenthum, welches das Alföld bewohnt, im allgemeinen vermöge des dichten schwarzen Haares, Bartes und Schnurrbartes, der braunrothen Gesichtsfarbe, der schmalen, schwarzen Augenbrauen, der offen blickenden Amleraugen und der regelmäßigen Mundbildung sich mehr dem persischen und tscherkessischen Typus als den nordeuropäischen Völkern nähert; doch muß hinwiederum auch in Betracht gezogen werden, wie mannigfach bei dem magyarischen Volke Haar, Gesichtsfarbe und Auge vom ursprünglichen Typus abweichen, so daß der oberflächliche Beobachter leicht auf den irrigen Gedanken kommen kann, das magyarische Volk sei ein Gemisch aus mehreren Racen, welche durch die Feuerproben der Jahrhunderte in eine verschmolzen worden seien; diese Annahme jedoch wird durch den Székler-Stamm widerlegt, welcher in einer Masse, in einem abgegrenzten Bezirke ein Jahrtausend hindurch keinem Fremden die Niederlassung auf seinem Boden gestattete, in seiner Sprache kaum ein fremdes Wort benützt und nicht gern eine fremde Sprache lernt, und in welchem bei aller Anklammerung an seine hunnische Abkunft blondes Haar und blaue Augen ebenso heimisch sind wie auf der Insel Schütt und in der Somogy. Sogar die Sprößlinge von Familien, welche ihren Ursprung bis zu den 108 Stämmen der ersten Landesbesitznahme hinaufführen, bieten augenscheinliche Beweise hiefür. Selbst die Volkslieder sind voll damit:

„Hei, blonder Bursch, braunes Mädel, bist
Doch geblieben ungeküßt.“

„Falsch an Leib und Seele,
Ob ich Blond, ob Braun ich wähle.“

„Sei der Stamm noch so beruht,
Nicht Blond, nur Braun ist meine Lust.“

„Während ich die Braune herze,
Dort die Blonde ich mir verscherze.“

„Frau Wirthin, und zünde mir an das Licht!
He, hast du kein schlehäugig Dirnlein nicht?“

„Um mich wär's noch schade — am Baum zu ver-
welken,
Mein Kraushaar, das gelbe — dem Wind hin-
zuwerfen.“

Schau, ich winde dir ein Sträußchen:
Aus Thrämentropfen, Perlenblümchen,
Mein gelbes Haar das Seidenbändchen.“

„Liebhens Augen sind blau, nicht schwarz,
Wollen schwarz sie färben lassen.“ (Székler Volkslied.)

Die magyarische Race muß schon bei ihrer Ansiedelung die Schattirungen des blonden und kastanienbraunen Haares und der blauen Augen mit sich gebracht haben.

Selten kommt bei ihr das nur bei germanischen und slavischen Racen heimische flachsblonde, safrangelbe und rothe Haar vor, desgleichen das grünliche und meergraue Auge.

Ihrem Körperbau nach kann die magyarische Race mittelgroß genannt werden; baumlange Riesen sind selten, zwerghaft kleine Leute nur verkommene Menschen; endemische Gebrechen, Kröpf, Plattfuß, Weichselzopf, Kretinismus sind beim magyarischen Stamm nicht heimisch. Sein Knochengerüst, sein Muskelwerk stellen ihn in die Reihe der lebenskräftigen Racen. Zur Zeit dringender Feldarbeit ist der magyarische Ackermann in stande täglich zwanzig Stunden hartangespannt zu arbeiten. Als Soldat ist er vorzüglich. Bei Rekrutirungen liefert die magyarische Race das tauglichste Contingent.

Die Lebensfähigkeit der magyarischen Race wird auch durch ihre Vermehrung günstig bezeugt. Nach dem Kákóczy'schen Feldzug war das magyarische Volk auf eine Million sechsmalshunderttausend Köpfe herabgeschmolzen. Bei der Conscription von 1787 belief sich die Zahl der Gesamtbevölkerung Ungarns auf 7,780.000 Seelen, davon ein Drittel Magyaren; jetzt nach hundert Jahren übersteigt die magyarische Race allein diese Zahl. Bei der erwähnten Conscription zur Zeit Josefs II. wurden 163.000 Edle und 13.800 Geistliche gezählt. Die Zahl der Protestanten ergab anderthalb Millionen; heute ist sie doppelt so stark.

Auch die Kampfweise der magyarischen Race zeigt besondere Eigenthümlichkeiten, welche Kaiser Leo umständlich beschrieben hat. Gleich bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte wurde sie als ein zu Roß kämpfendes Volk bekannt. Diese Eigenschaft ist ihr bis auf den heutigen Tag geblieben; die Einrichtung der Husaren wurde bei allen Nationen nach magyarischem Muster getroffen. Vor der Epoche des Schießpulvers waren Köcher und Pfeil in ihren Händen gefürchtete Waffen; auch mit Lanze und Speer wurde gekämpft. Aber zur Zeit Kákóczys kämpfte der Magyare zu Pferde und zu Fuße schon mit dem Säbel und im französischen Kriege führte er auch den „fokos“ (Beilstock), worauf der Kürassier sagte: „Ich weiß nicht, was das krumme Ding ist, aber böß ist es jedenfalls“.

Die Körperkraft des Magyaren ist durch die Überlieferung in Zügen der Tapferkeit verehrt worden, so daß die hervorragenden Helden zu legendarischen Gestalten heranwuchsen; der Heerführer Esanád, die gekrönten Häupter St. Ladislaus und Matthias Hunyadi überwältigten Riesen im Einzelkampfe, auch Bátor Dpos erlegt in der Schlacht einen Riesen und wüthet dermaßen gegen den Feind, daß ihm am Ende des Kampfes die Faust am Schwertgriff erstarrt. Kinizsi, der Müllerbursche und nachmalige Heerführer, zerhaut erst den Mühlstein, den er mit einem Arm erhebt, später megelt er den Feind mit zwei Säbeln zugleich nieder. Die Thaten Miklas Toldis verherrlichen sich zum Epos. Die Körperkraft der Macskássy, Domokos, Was Bessenyei entscheidet Schlachten. Das bürgerliche

Lexikon von Budai zählt eine ganze Schar von Tapferen auf, welche die Gottesgabe der körperlichen Kraft im Kampfe für Fürst und Vaterland glänzend bewährt haben.

Heerführer Esanád ist eine Legenden-Figur aus der Zeit Stefans des Heiligen; St. Georg erscheint ihm im Traume, als ein Löwe gestaltet, und befeuert ihn zum Kampfe gegen Ahtum den Heidenfürsten; Esanád tritt während der Schlacht zum Zweikampfe mit Ahtum an und erlegt ihn, sein Mittelfeldherr Ghula jedoch schlägt dem gefallenen Führer das Haupt ab und überbringt es dem König Stefan, von dem er seinen Lohn heischt. Da tritt Esanád hervor und fragt, wo denn die Zunge des erlegten Ahtum geblieben sei. In der That fehlt sie dem Kopfe. Da holt Esanád sie aus seiner Gurttasche hervor. Worauf Stefan den wahren Helden auszeichnet, den falschen verbannt. — Von König Ladislaus dem Heiligen geht der alte Sang:

Zier an Gliedern, zierter an Wuchse,
Rein am Leibe, eitel Glanz die Seele,
Schulteraufwärts höher denn Alle,
Tapfer im Herzen, gleich grimmen Leuen;

Schon deine Schönheit macht dich zum Kaiser.
Drum bist geheiß'n Ladislaus der Degen,
Weil dir die Krone zusteht nach Rechten,
Da und dieweil du Jüngling noch wärest.

Von seinen Kämpfen berichtet der Sang der Sage Wunderdinge. In der Schlacht bei Eszeralom erschlägt er fünf Rumanen und holt den kumanischen Krieger, der eine schöne Magyaren-Frau geraubt hat, ein und erlegt ihn. Diese Legende ist an mehreren Orten in Kirchenfresken verewigt, wie denn das entsprechende Kirchenfresco zu Fülle im Széklerland auch in diesem Bande (Seite 66) mitgetheilt worden.

Vor der Schlacht bei Monyoród läuft ihm ein schneeweißes Wieselchen den hochragenden Speerschaft hinan, es kündigt ihm den Sieg. Da sein Heer in der Wüstenei schmachtet, schlägt er angesichts desselben mit der Spitze seines Speeres, dann wieder mit dem Eisenhufe seines Rosses „Zeg“ den reichen Quell aus dem Boden. Dasselbe Ross Zeg trägt den vom Feinde Verfolgten mit einem Satz über den Bergspalt von Torda weg, wo frommes Gedächtniß noch jetzt die Hufspuren seines Rosses zeigt. Da er dem fliehenden Feinde nachsetzt, der sich nur noch zu helfen weiß, indem er sein gemünztes Gold hinter sich streut, verwandelt Ladislaus, um seine Krieger nicht mit dem Auflesen des Goldes hinhalten zu lassen, mit einem Worte alles verstreute Geld in Steine. Noch jetzt liegt es dort am Wege in großen Mengen von — Nummuliten.

Der Sagenkreis von Toldi, durch die epische Trilogie Johann Arany's verherrlicht, ist aus den Abenteuern eines fabelhaften Helden gewirkt, der als Rächer auftritt, um prahlerisch-grausame fremde Schaukämpfer in den Sand zu strecken; dem König zur Seite „zwingt er mit seinem siebenfach gefiederten Stab fremde Könige, Ludwig zu huldigen“. (Nach Florsvay.) Seine erschrecklichen Waffen waren sogar noch zu Anfang dieses Jahrhunderts unter dem Wiener Thor der Festung Ofen aufgehängt zu sehen: sein schreckhafter



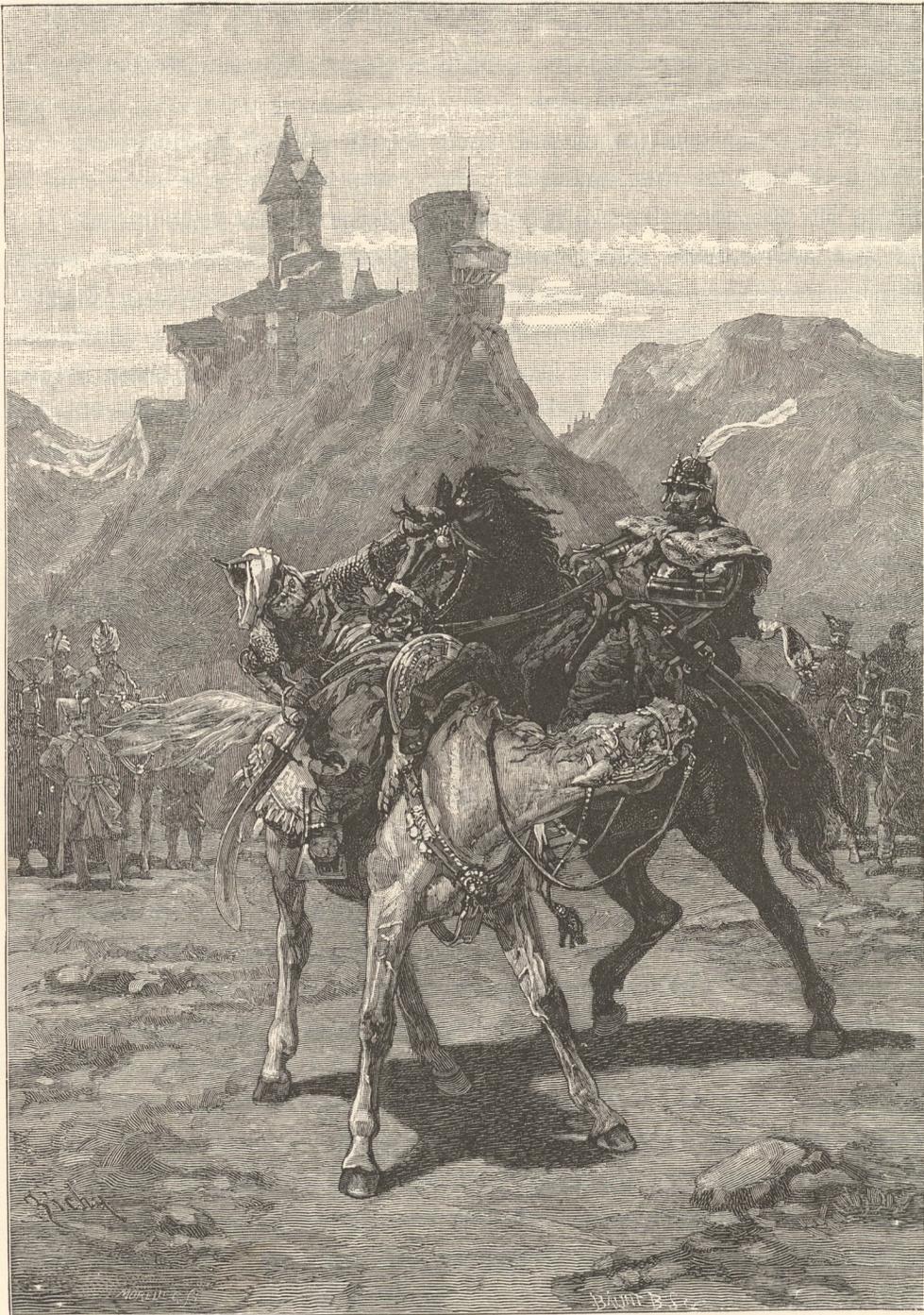
Entscheidung eines Processes durch Zweikampf.

Streithammer, sein Eisenharnisch, Schild und Speer und jene Steinkugeln, die er mit seiner Schleuder von einem Ufer der Donau auf das andere hinüberwarf, so wie auch jene neue Pflugschar, die er auf des Königs Geheiß mit seiner Lanze durchstieß.

Diesen historischen Gestalten reihen sich die Helden der Volks Sage an, die Höllenfahrer, wie Lorenz Tar, Stefan Kádár, Bende Tarcsai, Gregor Vitéz-Dláh, Matthias Ördög; dann, um tiefer hinabzusteigen, die Helden des Volksliedes, die szegény legények (arme Burſche), deren Räuber-Abenteuern die Phantasie des Volkes den Anstrich des Heldenhaften verliehen hat. Körperliche Kraft und Muth waren bei den Magyaren nicht nur im Krieg und im ritterlichen Kampfspiel vollauf geschätzt, sondern spielten lange Zeit auch im bürgerlichen Leben ihre Rolle. Sie hatten eine Institution: den gerichtlichen Zweikampf, der bis auf Matthias Hunyadi im Schwange ging und von diesem durch seinen XVIII. Geſezartikel des Jahres 1486 als ein in der Welt unerhörter Gebrauch aufgehoben wurde, jedoch insoweit immer noch bestehen blieb, daß der König in Fällen, wo jedes andere Zeugniß fehlte, den Zweikampf ausdrücklich anordnen konnte. Dies war schon zu St. Stefans Zeiten gebräuchlich. Die Abteien und Capitel, als moralische Personen, welche nicht persönlich kämpfen können, hielten sich amtliche Zweikämpfer, die in Streitfällen ihre Sache zu vertreten hatten.

Jeder freie Mann konnte für sich kämpfen und die Entscheidung seines Streitfalles der Waffe anheimstellen. Aber es durfte auch jede Partei für sich einen anderen Zweikämpfer miethen, besonders wenn die streitende Partei eine Frau war. Auch der König hatte seinen eigenen Kämpen (wie die englischen Könige einen Campio regis). Die Dienste dieser Kämpen wurden durch Ehrenbezeugungen und Schenkungen belohnt. So adelte Ladislaus der Rumanier im Jahre 1274 den Peter Budafalvi, der als „pugil“ auf seinen Befehl elf Zweikämpfe siegreich bestanden, sammt seiner Sippschaft. Nicht gestattet war es dem Vatermörder und Straßenräuber, sich bei den Zweikämpfen vertreten zu lassen.

Nur der König oder der Landrichter konnte den Parteien den Zweikampf zuurtheilen, und wenn derselbe zugeurtheilt war, hatten die Kämpfer in voller Rüstung vor dem Richter zu erscheinen und ihre Waffen und Pferde prüfen zu lassen, ob nicht jene gefeit seien und an diesen irgend ein Zauber haſte. Sie konnten mit Lanzen, zwei Schwertern, dem Stoß, dem Dolch, mit Pfeilen und mit dem bulgarischen Kolben kämpfen, immer aber zu Pferde. Bei der gerichtlichen Verhandlung von Kapitalverbrechen konnte der Richter den Kampf für den Angeklagten auch erschweren; dieser mußte sich nackt oder im bloßen Hemde dem geharnischten Kämpen des Klägers stellen, wie das zur Zeit Bélas IV. ein richterliches Urtheil verfügt hat. Diese Zweikämpfe fanden in Gegenwart des Königs statt, meist auf dem Ofener „Blutfelde“ („Generalwiese“) oder in einer anderen königlichen Residenz, für Siebenbürgen zu Torda vor dem Wojwoden. Die Zweikämpfer mußten



Entscheidung einer Schlacht durch Zweitampf.

bis Sonnenuntergang kämpfen, bis der eine gefallen war oder die Waffen niedergelegt hatte. Der Client desselben verlor den Proceß und bezahlte dem Richter zehn Mark. Wollten die Parteien sich während des Kampfes vergleichen, so bezahlte, wer den Vergleich antrug, ein Stück flandrischen Tuches.

Diese Zweikampfordnung ging als uralter Brauch selbst auf die Bürgerclasse über. Noch im XVII. Jahrhundert machten in unseren großen Städten, z. B. in Kaschau, die Bürger ihre Proceßsachen hoch zu Roß, mit Lanzenstichen und dem Kolbenstock aus, ja es gab nach unseren Daten noch zu Anfang dieses Jahrhunderts Städte bei uns, wo die Bürger heiklere Ehrenhändel auf dem offenen Markte, angesichts von Volk und Magistrat, im Zweikampf zu Pferde ausfochten. Noch heute ist diese Sitte nicht ganz ausgestorben. Die Duellmanie der vornehmen Schichten setzt den alten Hang zu heldenmäßigem Gebaren fort, und bei unserem niederen Volke werden wir, wo von den Volkssitten die Rede sein wird, stellenweise jenen Episoden begegnen, deren Titel lautet: „Wer ist der Bursche in der Csárda?“ (Wer ist hier Hahn im Korbe? als Aufforderung zur Schlägerei.)

Eine andere Art von Zweikampf fand auf dem Schlachtfelde statt zwischen hervorragenden Kriegern der Angesicht zu Angesicht aufgestellten Heere und wurde häufig als schlachtentscheidendes Gottesgericht angesehen. Dieser Art war der Zweikampf zwischen Herzog Béla und dem pommerischen Riesen. Einen merkwürdigen Fall von solchem Zweikampfe berichten unsere Daten folgendermaßen. Ersek-Ujvár (Neuhäusel) wurde von den magyarischen Heerhaufen belagert; die Türken saßen in der Festung. Ibrahim, Anführer der Spahis von Palánka, forderte den Kapitän der magyarischen Husaren, Michael Bory, hochmüthig zum Zweikampf auf. Ibrahim kam mit einer Schar Spahis zum Zweikampf heraus und ihm rückte unter Bory die magyarische Reiterei in gleicher Zahl entgegen. Der türkische Krieger hatte aber ein Pferd, welches gleichfalls auf den Kampf abgerichtet war und den Gegner mit dem Gebiß angriff, während es dessen Roß mit seinen Hufen traf. Sobald Bory diese Kriegslist merkte, erhob er Einwand gegen den Zweikampf. Darüber wurde die beiderseitige Mannschaft handgemein, stürzte sich auf einander und begann eine Balgerei, welche damit endete, daß die türkische Schar, von den Magyaren decimirt, spornstreichs in die Beste zurückfloh; das blutgierige Roß Ibrahim Begs blieb unter anderem in den Händen der Magyaren. Dieses erbeutete Pferd schenkte der Feldherr Niklas Pálffy seinem Kapitän Johann Draskovics. Als dann später einmal die Türken die Magyaren wieder zum Zweikampf herausforderten, stellte sich auf Pálffys Befehl Draskovics dem türkischen Kämpen. Kaum aber waren sie zusammengestoßen, als der grimme Hengst sich bäumte, mit seinem furchtbaren Gebiß den Türken aus dem Sattel zerrte und, obgleich Draskovics ihn mit den Fäusten schlug und am Zügel wegriß, sich nicht beruhigen wollte, bis er den Feind zerstampft hatte.

Gemüthsart und Temperament des magyarischen Volkes.

Das Temperament des Magyaren ist ein eigenthümliches Gemisch des Sanguinischen, Phlegmatischen und Melancholischen. Es ist leicht erregt, aber auch leicht besänftigt.

„Das ist des Magyaren Art:
Nimmer gibt sein Recht er preis,

Doch sein Hemd selbst gibt er hin,
Wenn man schön zu bitten weiß.“

Seinen Sanguinismus bekundet die leicht erzhbare Phantasie, die ihn oft der halben Welt Troß bieten heißt und für Gefahren blind macht. Vor der Katastrophe von Mohács lautete sein Motto: „Mit unseren Siegelringen allein schlagen wir das ganze türkische Heer todt.“ Dieses Selbstvertrauen lebt auch in den Einzelnen; der magyarische Burſche, wenn er auf den Jahrmarkt zur Schlägerei geht, nimmt keinen Stock mit, denn er sagt: der Gegner wird schon einen haben! Dies ist auch die Grundlage seines Stolzes, keiner anderen Nation räumt er den Vorrang vor sich ein. Er ist stolz auf sein Ehrgefühl. Vor Zeiten (und auch neuerdings) gab sich der magyarische Edelmann als den stolzesten Mann der Welt, allein selbst der magyarische Bauer war Aristokrat und ist es auch heute, nicht nur unter anderen Racen, sondern auch unter sich, und schwerlich wohl gibt es irgendwo anders so viele Rangstufen in den Anredeformeln als bei dem Magyaren: kend (Ihr, bäuerlich), kegyelmed (Deine Gnaden), ifju uram (mein junger Herr), nagy uram (mein großer Herr), nemzetes ur (ein Herr von Geschlecht, etwa: edelgeboren), tekintetes ur (ansehnlicher Herr), nagyságos (Eure Größe, etwa: Euer Gnaden), méltóságos (Eure Würde, etwa: Erlaucht) und nagyméltóságú (Eure große Würde = Excellenz), kegyelmes (gnädiger Herr); tiszteltes, tisztelendő, nagytisztelendő, föltisztelendő und föltisztelendő ur (die verschiedenen Abstufungen für Ehrwürden, Hochwürden und so fort), — und wer da etwas verwechselt, kommt kaum ohne Verdruß davon.

Hinwiederum zeugt für die phlegmatische Neigung im magyarischen Volkscharakter jene ausdauernde Hingebung an irgend eine große Idee, die er einmal in sich aufgenommen; denn dazu bedarf es einer gefestigten Urtheilskraft, daß ein Volk imstande sei, mit der Vergangenheit völlig zu brechen und das für besser Befundene aufzunehmen, sich für dasselbe standhaft zu begeistern und dafür Opfer zu bringen, wie es der Magyare gethan hat, als er für den christlichen Glauben, dann für die Reformation, die constitutionelle Freiheit und die nationale Existenz und so häufig für den gekrönten König Gut und Blut opferte.

Auch die Fähigkeit zur Selbstregierung, zur staatlichen Organisation bedingt das Phlegma, desgleichen die Achtung vor Verfassung und Gesetz, die Kraft, das allgemeine Interesse über das Eigenbelieben zu stellen, das Befehlen- und Gehorchenkönnen. Auf ein phlegmatisches Temperament weist die Gelehrigkeit hin, der Eifer zu einfacher Religionsübung und das treue Familienleben. Das Nämliche ergibt sich aus der confessionellen

Duldung, wobei auch noch ein gut Theil Fatalismus in Anschlag kommt. „Gott ist mehr werth als hundert Pfaffen,“ lautet ein altes Sprichwort. Im Großen und in seiner ganzen Masse können wir den magyariſchen Volkscharakter in ſeinem Gemeindeleben ſtudiren, bei der ernſten und klugen Beſchäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten. Überall gibt es einen „Weiſen des Dorfes“, auf deſſen Rath das niedere Volk hört, und einen „Mund des Dorfes“, der im Namen des Volkes ſpricht. Bei den Rechenſchaftsberichten von Abgeordneten, bei den Programmreden der Wahlen bekundet die Volksmenge in der Regel eine beobachtende Ruhe. Das magyariſche Volk kriecht nicht, duckt nicht, aber es gibt Jedem ſeine Ehre, beſonders den Studirten; es hört auf das Wort von Geiſtlichen, Obrigkeiten, beliebten Herren.

Wie in ſeiner Geſamtheit, iſt der Magyare auch als Einzelner derart beſchaffen. Bei all ſeinem Ernſt beſitzt ſein Gemüth auch viel Humor; wir werden denſelben in den Anekdoten des magyariſchen Volkes vorführen. Dem Poſſenreißer jedoch iſt er abhold, der Hanswurst geht ihm wider den Strich, ſeinem Antlitze paßt die Grimaffe nicht.

Ein eigenthümlicher Charakterzug der magyariſchen Race iſt bei alledem die Neigung zum Wiß und Schabernack, welche bis in die mittleren Claſſen hinaufdringt. Einander mit treffenden Sticheleien zu kitzeln, einander zum Gegenſtand des allgemeinen Gelächters zu machen, Abenteuer karikirt vorzutragen, Spottnamen zu geben und zurückzugeben — iſt eine gewohnte Würze jeder geſelligen Zuſammenkunft. Und darüber böſe zu werden, würde die ſchlimmſte Gemüthsart beweifen. Das Beleidigtſein, Sichverwahren, Schiefnehmen ſchlägt die Geſellſchaft auseinander, vereinzelt den Grollenden. Dieſer Hang zum Wißmachen iſt am meiſten beim Székler entwickelt, dann in der Gegend von Keceſkémét und Körös; am wenigſten heimlich iſt er in Debreczin, dort nimmt man Alles ernſt, wie dies Franz Kazinczy's „arkadiſcher“ Proceß beweist.*

Auch ganze Gegenden machen einander gern zum Gegenſtand des Spottes. An dem einen Orte hat man „das Erdzeislein im Fluge geſchoſſen“, am anderen „die Leiter über quer durch den Wald getragen“, noch anderwärts „die Weintrauben in der Kohlen- glut gebraten“, bald wieder „die Taſchenuhr für einen Tik-Tak-Teufel gehalten und todtgeſchlagen“, oder „auf dem Gewehr Flöte geblaſen“, oder „den Stier auf dem Thurm weiden laſſen“, oder „die Buchweizenſaat durchſchwommen, weil man ſie für das Meer hielt.“ Über dergleichen ſind ganze Gedichte verfaßt.

Die melancholiſche Färbung aber finden wir vor Allem im großen Stil und als Grundlage bei der Vaterlandsliebe, welche ſich bis zu einer, der Melancholie verwandten

* Kazinczy hatte den Debrecziner ſolgende Inſchrift für Eſokonai's Grabſtein empfohlen: „Auch ich habe in Arkadien gelebt.“ Und da die Geographie von Arkadien auch berichtet, es ſei ein Land mit ſehr ſtarker Viehzucht, ſo entſtand daraus unverſöhnlicher Groll, ja ein literariſcher Proceß (der „arkadiſche Proceß“).

Schwärmerei erhebt. Der Magyare kann sich nicht im Auslande niederlassen, so gut es ihm auch dort ergehen mag, und haben ihn die Verhältnisse gezwungen auszuwandern, so sehnt er sich in der dritten oder vierten Generation schon zurück. Seine Volkslieder sind voll mit diesem schwermüthigen Hindämmern und es ist ein altes Sprichwort, daß „der Magyare sich weinend belustigt.“ Er weint, wenn ihm sein Vaterland einfällt. „Aus meinem Auge rinnt ein Thränenbach deinem Gedächtniß, süßes Vaterland!“ Er beweint sein treuloses Liebchen: „Regen nicht, noch Wolke, nicht einmal im Weiten, doch wird meine Suba (Lodenmantel) naß auf beiden Seiten.“ „Unterm Himmel, rings auf Erden wer kann so verwaist noch werden.“ „Weint das eine Aug' mir, thränt das andere auch mir; weint nur zu mein'wegen, wie der schießende Regen.“ Er weint um seine schwindende Jugend: „Also vergeht mir die Jugend, weinend seh' ich ihr nach.“ Mit seinen Thränen salzt er sich das magere Soldatenbrot: „Weine, Mutter, laß dir rathen, steht dein Sohn bei den Soldaten; einen Todten haßt du täglich, Tag und Nacht drum weinst unsäglich.“ Er beweint die vergangenen rühmlichen Zeiten: „Hörst nicht mehr das Wort Magyar, hin ist hin des Glückes Jahr.“ Er schwellt die Donau an mit seinen Thränen: „Donau, Donau, was ist dein Wasser bitter und so voll dein Graben? Weil bei Preßburg so viel bittre Thränen einst gefüllt ihn haben.“ Diese melancholische Färbung zieht sich durch seine ganze Poesie und ist auch nachzuweisen in seinen öffentlichen Reden, seiner höheren Literatur, seinen Dramen.

Zimmer ist er der Freund der besiegten Partei, niemals jauchzt er mit dem Sieger, stets trauert er mit dem Gestürzten. Und wer sich vom schwermüthig ernstern Gemüthe der ungarischen Race überzeugen will, beobachte den Gottesdienst der Calviner, wenn sie ihre Psalmen singen; ohne daß irgend eine äußere Ceremonie die Phantasie aufregte, entspringt die Andacht aus dem Gemüthe selbst. Der Schuster in Debreczin singt seine Psalmen sogar bei der Arbeit. Die nämliche Andacht finden wir bei den Wallfahrten der Katholiken, besonders an den Bitttagen und in der Charwoche.

Familienleben.

Auch das magyarische Volk betrachtet die Familie als die Grundlage des Staates und hält in deren Kreise Zucht und gute Sitte aufrecht. Söhne und Töchter duzen die Eltern niemals, selbst nicht wenn sie erwachsen sind. Der jüngere Bruder nennt den älteren „bátyám“ und dieser jenen „öcsém“, die Schwestern aber „néném“ und „húgom“, welche Unterscheidung nur die magyarische Sprache besitzt, und diese Benennung bringt solche Rechte zu allgemeiner Geltung, daß z. B. selbst die Reichstagsabgeordneten ihre älteren Kollegen mit „Sie“ anreden, während diese sie duzen. Zur Steigerung der Ehre

wird der Anrede ein „uram“ (mein Herr) oder „asszonyom“ (meine Frau) beigefügt, also „atyám uram“ (mein Herr Vater), „bátyám uram“ (mein Herr älterer Bruder, und in höheren Ständen umgekehrt „urambátyám“), „anyám asszony“ (meine Frau Mutter), „nénemasszony“ (meine Frau ältere Schwester, bei Vornehmen umgekehrt: „asszonyéné“) und hinwiederum: „öcsémuram“ (mein Herr jüngerer Bruder) und „hugomasszony“ (meine Frau jüngere Schwester), während eine Frau die andere sogar „öcsémasszony“ (meine Frau jüngerer Bruder) nennt. „Fiamuram“ (mein Herr Sohn) gebührt nur dem Schwiegerjohn, „leányomasszony“ (meine Frau Tochter) ist nur ein Spottwort. Eheleute nennen sich „apjukom“, „anyjukom“ (etwa: mein Väterchen, mein Mütterchen). Die Frau hält ihren Gatten meist in Ehren und bezeichnet ihn Anderen gegenüber gewöhnlich als „az én uram“ (mein Herr) und redet ihn mit Ausdrücken an, wie: „angyalom“ (mein Engel), „galambom“ (meine Taube), „kincsem“ (mein Schatz), „kedvesem“ (mein Lieber) und bei Jüngeren: „muczikám“ (mein Muzschen), „cziczám“ (mein Käzchen), „gyémántom“ (mein Diamant), „rózsám“ (meine Rose), „szerelmem“ (meine Liebe), „lelkem“ (meine Seele), „szívem“ (mein Herz), „tubiskám“ (mein Täubchen), und später dann „öregem“ (mein Alter). Und sehr oft nennen sie sich gegenseitig „fiam“ (mein Sohn), was dem der Sitten unkundigen Frembling zur Verwirrung gereichen kann. Hingegen kann man auch hören, daß der Gatte seine schmähende Ehehälfte „dorombom“ (mein Brummeisen) nennt, dann aber wohlweislich das Weite sucht. Der Titel der Frau ist: „feleség“ (wörtlich: Hälfte), der ehrenvollste Titel, der nicht nur ausdrückt, daß sie die Lebensgefährtin des Mannes, sondern auch daß sie mit ihm gleichberechtigt und innerhalb der Familie in Allem Halbpact ist. Die Frau nennt den jüngeren Bruder ihres Gatten „kisebbik uram“ (mein kleinerer Herr).

Auf gute Sitte achtet der Magyare scharf. Ehemals war sie auch durch Gesetze gewahrt; Ehebrecher wurden enthauptet, auch eingemauert, und daß dies wirklich geschah, bezeugen zahlreiche romantische Daten. Ein Gesetz des heiligen Ladislaus gibt dem beleidigten Gatten geradezu das Recht, seine ehebrecherische Frau zu tödten, an ihrer Statt eine andere Frau zu nehmen und seine That nur vor Gott zu verantworten. Nach protestantischem Eherecht ist die Ehe auf Grund „unversöhnlichen Hasses“ lösbar und die Eheleute dürfen wieder heiraten.

Übrigens wird die Frau hochgeachtet. Man quält sie nicht mit Eifersucht, man vertraut ihr Wirthschaft, Hauswesen, Küche, Kindererziehung, Dienstbotenzucht an; erwirbt man, so gilt die Frau als miterwerbender Theil. Die Frau hingegen, wenn sie einmal verheiratet ist, wird nie mehr mit ihrem eigenen Taufnamen angeredet, sondern mit dem ihres Gatten: „Kiss Péterné“ (Frau Peter Riß) und nicht z. B. „Kiss Mária“. In der alten ständischen Verfassung war sogar das Stimmrecht auf die Frauen ausgedehnt. Die

adelige Wittfrau konnte bei den Amtsneuwahlen (Restaurationen) mit den Männern zusammen stimmen und den Töchtern sicherte das Gesetz einen Pflichttheil aus dem väterlichen Erbe; bei den Székeln konnte man die Tochter geradezu männlich erklären lassen, wenn die Eltern keinen Sohn hatten, und ein solches Mädchen nannte man „fiuleány“ (Sohntochter). Wer mit seiner Hand das Bein einer anständigen Frau antastete, wurde schwer gestraft, und wer eine Frau raubte, büßte es mit zwölf Stück Jungvieh.

Hingegen hatte das gefallene Mädchen schwere Buße zu bestehen, welche „ekklézsia-követés“ (Kirchenbuße) hieß; es stand dabei in der Kirchenthüre, einen Federnkranz auf dem Haupte. Einer Frau von anstößigem Lebenswandel wurde das Haar abgesehritten und sie wurde gestäubt. Gegenwärtig behandelt man sie schon milder, doch geht die Nachsicht keineswegs so weit, daß diese Art von Frauen eine eigene Welt (oder Halbwelt) bilden könnte; in das gesellschaftliche Leben spielen sie öffentlich nicht hinein, wie in manchen anderen Ländern. In einer kriegerischen Vergangenheit nahmen die Frauen an der Männer Seite sogar an Schlachten theil, so z. B. bei der siegreichen Vertheidigung von Erlau, daher es denn noch heute als Ehrentitel gilt, „ein Erlauer Weib“ genannt zu werden; heutigentags bewegt sich die öffentliche Wirksamkeit der Frauen in der Richtung der Wohlthätigkeit und der weibliche Eifer findet in Kriegszeiten Anlaß, sich bei dem humanen Wirken des Rothen Kreuzes zu bethätigen.

Die Kindererziehung läßt sich der Magyare besonders angelegen sein; er schickt seine Söhne und Töchter zur Schule und nährt und kleidet sie gut; er ehrt und schätzt auch die Volksschullehrer. Noch im ersten Drittel des Jahrhunderts bestand die Sitte, für die Lehrer der Reihe nach in allen Häusern zu kochen, worauf ihnen das fertige Mahl durch zwei Bettelstudenten (mendikás diák) in einem großen Korbe an einer über die Schultern gelegten Stange überbracht wurde; die ärmeren Häuser schossen das Erforderliche zusammen: das eine lieferte die Knödel, das andere das gefüllte Kraut, das dritte die Pflaumentäschchen, je nach Übereinkunft. Dieser Brauch ist seither abgekomen und man bezahlt bar.

Man pflegt die Kinder auch in Tausch zu geben, indem man magyarische Knaben in deutsche Ortschaften schickt, von wo man dafür deutsche in die magyarischen Häuser versetzt. An beiden Orten wird das Tauschkind wie ein Familienmitglied gehalten und so entsteht häufig zwischen magyarischen und deutschen Tauschgeschwistern ein Band geistiger Verwandtschaft und dauert lebenslang fort. Und dabei eignet sich jedes die nothwendige fremde Sprache ohne alle Mühe an. Dieser Gebrauch ist auch jetzt noch überall im Schwange.

Die Zusammengehörigkeit der Familien erstreckt sich manchmal auf eine ganze Stadt oder gar auf das Comitats, was mit einem lateinischen Worte nexus genannt wird.

Einzelne Familien von großer Ausdehnung halten so innig zusammen, daß sie durch gegenseitige Vorschubleistung ganze Comitate, Städte, Gemeinden sozusagen umspinnen, ja sich sogar über die Puzzen erstrecken, und zwar ist dies nicht nur bei den adeligen Classen der Fall. So gibt es ein Comitatus, das wegen seiner Schafzucht berühmt ist und in dem das urwüchsigte Geschlecht der Schafhirten eine so fest geschlossene Rasse zu bilden vermag, daß dort ein aus fremdem Comitatus zugereister Schafhirt nicht einmal als Knecht Unterkunft findet; in diesen Bund hineinzuheiraten ist für den Fremden vollends unmöglich. Diese ganze Classe von Schafhirten, welche sich auf Tausende beläuft, steht unter einer eigenen Familien-Oberherrlichkeit, welche richtet, straft, belohnt, Stellen vergibt, Waisen und Kranke versorgt und das Erworbene nach Verdienst vertheilt. Solche Familien-Disciplin geht dann stufenweise bis zu den Familien des Hochadels hinauf und bildet einen der stärksten Rittes, welche die magyarische Nation zusammenhalten. Zur Ergänzung des Familienlebens gehört noch die Gastfreundschaft, eine hervorragende Tugend des magyarischen Volkes. Das Hausthor des magyarischen Landwirthes steht immerdar offen, damit der Gast einkehren könne, und dem gern gesehenen Gaste nimmt man das Rad vom Wagen weg und versteckt es, damit er länger bleiben muß, man kocht und bäckt ihm auch, was gut und theuer ist, man stopft ihn mit Speise und Trank, und wenn er vom vielen Essen die „magyarische Krankheit“ bekommt, schmiert man ihm den Rücken, um den „esömör“ zu vertreiben, und steckt ihn in ein Federbett, und wenn er dann Abschied nimmt, füllt man ihm auch noch Schnappsfack und Feldflasche mit Wegzehrung. Und es ist niemals vorgekommen, daß ein magyarischer Hauswirth von dem Fremden, der bei ihm abgestiegen, Bezahlung angenommen hätte. „Iß, darbe nicht wie zu Hause!“ — „Greifen Sie zu, essen Sie, es kommt nichts mehr nach.“ — „Er soll auch seine Weihnachten haben!“ Das sind so stehende volksthümliche Redensarten, und hat dann die magyarische Hausfrau den Gast todtenöthigt und zu Schanden traktirt, bittet sie ihn noch um Verzeihung für den geringen Imbiß.

Das Heim der Familie findet noch eine wichtige Ergänzung in der Küche. Sie ist auch keineswegs zu verachten. Der eigene Tisch ist selbst für den Stadtmenschen eine Sparkasse. Jede Frau ist ein Alchymist und kann auf ihrem Herde Gold kochen; in der Hand der guten Hauswirthin liegt das Gedeihen des Hauses; „Heim“ und „Heimat“ sind die nämliche Idee. Die wohlzubereitete, schmackhafte Nahrung ist mit ein Grund dessen, daß der magyarische Stamm die größte Kriegstüchtigkeit und die ausdauerndste Arbeitskraft besitzt. Denn der beste Hausarzt ist die Ehefrau und die beste Apotheke der Herd; sie heilen die Übel im vorhinein.

Jedes Klima, jedes Volk, ja jedes Jahrhundert hat seine eigene Speiseregul. So auch jede Nationalität und Confession. Calvinist und Lutheraner fasten niemals; Papist

und Griechen halten zwar auf Fastenspeisen, thun aber auch darin ein Übriges; ernstlich und ausgiebig fastet der Russe (Griechisch-Nichtumirte); der Walache ist äußerst genügsam; der Jude (des niederen Volkes) darbt.

Die magyarische Küche hat es zur wahren Kunst gebracht, welche auch größtentheils in das „süddeutsche“ Kochbuch übergegangen ist.

Die Speisegewohnheiten zur Zeit des Matthias Hunyady finden sich bei Galeotti interessant beschrieben. „Bei den Magyaren wird jede Speise in Brühe aufgetragen; Fleisch, Fisch und Wildbraten haben jedes seine eigene Tunke, welche stark mit Zimmt, Ingwer, Pfeffer und Safran gewürzt ist. Jedermann bedient sich aus einer gemeinsamen Schüssel, und zwar ohne Gabel, indem er die Stücke mit den Fingerspitzen aus der Schüssel holt und dann mit seinem Messer bißweise zer Schneidet. Dabei werden die Hände mit Safran besudelt und auch die Kleider beträufelt. König Matthias selbst aber wußte nach diesem Gebrauche aus der Schüssel zu essen, ohne je seine Hände zu beschmutzen, obgleich er an dem Tischgespräch lebhaften Antheil nahm.“ Hundert Jahre später brachten die geladenen Gäste schon sämtlich Messer, Gabel und Löffel, in den Stiefelschaft gesteckt, zum Mahle mit. Die Vornehmen trugen sie in silbernen Kapseln.

Die Beschaffenheit der magyarischen Küche vor zweihundert Jahren ist nach einem damals gedruckten Kochbuch zu beurtheilen, dessen Vorrede übrigens bemerkt, daß es nur für die anständige Mittelklasse berechnet ist. Die meisten Speisen sind heutzutage nicht einmal mehr dem Namen nach bekannt, umsoweniger sind diese Namen zu übersehen. Suppe und Gemüse fehlen, das Mittagessen beginnt mit dem Rindfleisch. In der ganzen Namensliste der Speisen und Gewürze ist ein einziges Wort noch jetzt gebräuchlich. Neun Zehntel dieser Ausdrücke (wie Despot-Brühe, Hydra-Brühe, Luther-Tunke, Rosafen-Tunke u. s. w.) sind in keinem Wörterbuch mehr aufzufinden. Desto heftiger empören sich Phantasie und Magen, wenn man die Zubereitungsart der Speisen liest. Pfeffer, Kalmus, Mohn, Ingwer, Safran, Muskatnuß, Gewürznelken, Mandeln, Rosinen, Meerrettig, grüner Knoblauch und pour la bonne bouche ein paar Tropfen spiritus vitrioli mit Rosenwasser gemengt spielen eine große Rolle — überdies gar kein Salz und desto mehr Honig und Zucker. Salbei, Krauseminze, Pimpinell, Boretsch, Bertram, Körbelkraut sind häufige Zuthaten, ja bei einer Speise kommt sogar Indigo vor. Dieser ist denn doch heutigentags nicht mehr gebräuchlich. Für die berühmten „gezupften Krapsen“ (marczafánk), mit denen weinende Kinder begütigt werden, mischte man geröstete Mandeln mit Tragant, streute Stärkemehl darauf, mengte Eier dazu, tauchte das Ganze in Weide, färbte es mit Scharlach und verklebte es mit Goldschaum. Auch diese Krapsen mögen sehr gut sein für Einen, der sie mag. In den späteren Jahrhunderten änderte sich der Geschmack.

Ein Gedicht vom Ende des vorigen Jahrhunderts (die „Hungaria in parabolis“ des Anton Szirmaj) schildert ein magyarisches Gastmahl folgendermaßen:

Um Ehr' aufzuheben mit seinem Schmause,
Bestellte bei Zeiten der Herr vom Hause
Sechs Wirthinnen stramm herein vom Lande,
Die saß zu kochen und backen imstande.
Zwei gingen flugs ans Kuchenbacken,
Vier thaten mit Kochen sich weidlich placken.
Jene bucken Kolatschen und weiße Becken,
Geslocht'ne Strigel, Scharrbrötchen und Feuerflecken,
Krautstrudel ohne Zahl wurden gewickelt,
Tropfenstrudel mit Kapri zerstückelt,
Mit Mohnbeugeln füllte sich mancher Trog,
Unter Strauben und Füllkrapsen der Tisch sich bog.
Blätterkuchen und Oblatengebäck
Reihten sich in Ordnung zu gutem Zweck.
Mitten im Hofe hatten sie aufgestellt
Aus vier hohen Plachen ein luftig Gezelt;
Darin war zum Kochen gebaut der Herd,
Dabei Kleinholz gehackt und stets gemehrt.
Da tummelten sich die vier Köchinnen, die sinken,
Hackmesser, Kochlöffel thäten blinken,
Da rupfte man Gänse, Puten, Kapaun'
Und Spanferkel waren gestochen zu schau'n.
In Töpfen zweihenkelig brodelte das Kraut,
Auch die Grüte puffte und spritzte gar laut.
Die Eine zum Kapaun die Nudeln schnitt gleich,
Die Andre für Täschlein walzte den Teig,
Die Dritte in Pfeffer that Knoblauch zerstückten,
Die Vierte schnitt Speckstreifen zum Spicken;
Das gehört auch zu Lämmernem und Kuttelfleck,

Hat auch bei Würzbrühe seinen Zweck.
Im Bertram die zarten Lämmer verbleiben,
Das Kalb nach Herrenbrauch kriegt Citronen-
scheiben,

Aus Schweinsfüßchen kochten sie Sulz, gar steifen,
Auf Flachserschüsseln thäten sie Reibgerste häufen.
Die Eine hackte Schinken ganz klein
Und kocht' sie in saure Schnitterbrüh' ein.
Kalbskopf mit Semmelwürfeln und Rahm,
Schweinskopf mit Essigkren zustande kam.
Gansbügel mit Grüte, Hühner mit Stachelbeer,
Maß-Enten mit Schwarzbrüh' gelangen gar sehr.
Und jeglich Gericht gewürzt mit Safran war,
Manch eines mit Salbei, ja mit Rosmarin gar.
Reichlich that Pfeffer und Ingwer man streu'n,
Weil Würze der Art das Geblüte macht rein.
Weißbraten briet am Spieß, Nierenbraten auch,
Vom Rind beides, Ficassée am Roste nach Brauch.
Von den Schweinsrippen troff das Fett herunter,
Spanferkel am Spieße drehen sich munter.
Mit Knoblauch gespißt gab es Schöpfenrücken,
Auch Gänse voll Lederäpfel in Stücken.
In den Kropf wurde dem Buterhahn
Weiches Panadelbrod als Fülle gethan.
Wildpret war keines vorhanden,
Was sonst noch an Braten da gestanden,
Sind prächtige Kalbsziemer gewesen, —
Aus den Nieren machte man Pofesen

u. j. w. u. j. w.

Die magyariſche Küche unſeres Jahrhunderts finden wir folgendermaßen geſchildert:
„Die Küche iſt der größte Raum im Hauſe; ſie hat einen großen mit offenem Kamin verſehenen Herd, auf dem oben und unten Feuer brennt; oben kocht man, unten bäckt man Kuchen. Aus den prasselnden Scheitern ragt der vielhaktige Feuerbock hervor und stützt das eine Ende des Spießes, an dem sich der Truthahn dreht und bräunt, durchstoßen mit einem Pfeil, der „die Seele der Gans“ heißt. Statt der Drehmaschine dient ein Junge vom Ackerdienst. Um das Feuer her stehen brodelnde Töpfe, halb bedeckt mit glasirten Thondeckeln. Abseits vom Feuer befindet sich ein eiserner Dreifuß, darauf ein flaches

Zhongefäß mit Blechdeckel; darüber und darunter Blut. In dieser Pfanne brät gewiß das Gegenstück des Strudels, der soeben dort auf jenem ausgezogenen Tische dünngedehnt wird, indem zwei Mädchen von zwei Seiten her jede ein faustgroßes Stück gekneteten Teig so lange ausdehnen, bis er den Rand des untergelegten Tischtuches erreicht, so daß ihn eine altrömische Messalina als tunica vitrea anlegen könnte. Dann wird er von der magharischen Hauswirthin mit Eier, Rahm, Mandeln und Rosinen bestreut, zusammengerollt, wie eine Schlange in die Bratpfanne hineingeringelt und an langsamem Feuer braunroth gebacken. Ein anderes Mädchen schürt mittlerweile rings um die Lehmverschlußplatte des unter dem Herd befindlichen Backofens die herausgezogene Blut zusammen und im heißen Ofen werden die hoch aufgegangenen Kuchen gar; und wieder eine andere Magd zerkleinert mittelst des halbmondförmigen, mit zwei Handgriffen versehenen Hackmessers auf kreisrunder Brettschüssel einiges Fleisch, das bestimmt ist, mit Reis gemischt in Krautblätter eingewickelt zu werden. Ein Bursche stößt Pfeffer in einem Mörser, groß wie eine Kanone, ein flinkes Stubenmädchen peitscht mit einer Ruthe aus Messingdraht im zinnernen Becken schneeweißen Eierschaum, dessen man zum Breikoch bedarf. Die Oberköchin selbst ist überall und nirgends, sie leitet das ganze Concert; sie begießt den erröthenden Truthahn mit Fett, das in den untergestellten Steingutteller zurückträufelt, sie bestreut den Strudelteig erst mit dem trockenen, dann mit dem feuchten Zubehör, verkostet mit dem hölzernen Kochlöffel die heißen Speisen und beurtheilt, was ihnen noch fehlt, sie verfügt über Pfeffer- und Salzbüchse, Paprikadose und Muskatnußbüchse, sie läßt dem Ofen nachhelfen, untersucht die immer brauner gewordenen Kuchen, ob nicht ihre untere Fläche anzubacken droht, sie beklopft das Untertheil des Gugelhupfs, controlirt den Strudel, indem sie mit der spatelförmig endenden Gabel in das brodelnde, wurstförmige Gebilde hineinstochert, sie trifft ihre Auswahl unter den mancherlei schmucken Kupfer-, Blech- und Holzwerkzeugen; das Krapfenblech, der Sporn für die Teig-Täschchen, das zierliche Kuttelfleckmesser, das Hohlhippeneisen, der Prügelkrapfenstock, für jedes kommt seine Zeit. Die größte Kunst aber ist es, und viel Übung gehört dazu, die Mehlspeise für die Suppe mit einem großen Schneidmesser strähnzwirnsdünn zu schneiden.“ U. s. w. u. s. w. In Siebenbürgen gab es wieder eine andere Kochkunst und Speiseart, die wir auf Grund der Monographie Apors bei der Beschreibung Siebenbürgens erörtern werden; dort hat sich die Kunst des Kochens und Anrichtens und der Anordnung von Gastmählern völlig zu einer Wissenschaft entwickelt.

Es gibt nationale Speisen und Gebäcksarten, welche im ganzen Lande berühmt und begehrt sind, aber nach der besonderen Art einer Gegend zubereitet werden. Solche sind die geflochtenen Bengel von Debreczin, der Debrecziner Strudel und Leibkuchen, zwei Arten Kecskeméter Strudel, der siebenbürgische Blätterkuchen, das Klausenburger Germgebäck,

die Szegediner „Tarhonya“ („geriebene Gerstel“), die Topfenfladen von Szentes, das Weißbrot von Miskolcz, Debreczin und Komorn, die Preßburger Mohnbeugel, die in jeder Gegend anders gearteten „Fogatschen“ und Brezel, dann die verschiedenen Berühmtheiten an Fleischwaaren, Würsten, Salami und Rauchfleisch, durch welche sich Debreczin, Klausenburg und Kaschau auszeichnen und die sämmtlich Zeugniß ablegen für die gesunde Leibesbeschaffenheit der Consumenten. Das niedere Volk magyarischen Stammes verbraucht im allgemeinen viel Pflanzennahrung und kein Volk hat so vielerlei Mehlspeisen als das magyarische, das Sauerkraut aber heißt im Volksmunde geradezu „das Wappen Ungarns“ und es geht darüber die Sage, ein Mönchlein Namens Káp habe den Samen dazu aus Asien mitgebracht, daher „káp hozta“ (Káp hat es gebracht) = káposzta, d. h. Kraut. Zum Preise dieses Nationalgerichtes scheint auch der alte Volksreim gedichtet zu sein:

„O du gesegnetes Sauerkraut!
Im Paradies bist du gebaut!
Selig, der dir die Bratwurst angetraut!“

Hingegen heißt es: „Hirsebrei ist keine Speise“, obgleich dieses Sprichwort durch den berühmten „Hajduckenbrei“ und den im Lied verherrlichten „umgekehrten Hirsebrei“ widerlegt wird, der „Hochzeits-Hirsebrei“ aber ein unvermeidlicher Bestandtheil jedes Hochzeitsmahles ist.

Glaube und Irreligion.

Unter den Gemüthseigenschaften des magyarischen Volkes ist vor Allem das religiöse Gefühl zu erwähnen, das sich mit dem Streben, durch Beobachtung zur Aufklärung zu gelangen, und mit humaner Duldung paart. Es leben in Ungarn sieben Glaubensbekenntnisse nebeneinander, zuweilen mehrere einträchtig in der nämlichen Stadt, in dem nämlichen Dorfe: Römisch-Katholische, Griechisch-Unirte und Orthodoxe, Evangelische des Helvetischen und Augsburger Bekenntnisses, Unitarier und Mosaische, und jede Confession hat ihr eigenes Vermögen, die römisch-katholische einen großen Kirchenbesitz und überdies jede ihre Selbstbesteuerung. Von diesen sind die Anhänger Calvins ausschließlich magyarisches Volk. Das calvinistische Bekenntniß ist unter den Völkern des Ostens so weit vorgeedrungen, als magyarisch gesprochen wird. Darum heißt es auch im Volksmunde „die magyarische Religion“. Sie schmückt ihre Kirchthürme statt des Kreuzes mit einer vergoldeten Kugel und einem Stern darüber, oder mit einem kupfernen Hahn.

Alle magyarischen Anhänger sämmtlicher Confessionen bekennen sich aber gemeinsam zu einem Glauben: zu dem an den „Gott der Magyaren“. Haben sie wohl diesen Gott der Magyaren noch aus Asien mit sich gebracht? Sowie das magyarische Volk einsah, daß es,

um eine Nation zu bleiben, europäisch werden müsse, hat auch der Gott der Magyaren eingesehen, daß er sein Volk nur behalten könne, wenn er sich in den Jehovah der Christen verwandle. Was die Urreligion der Magyaren gewesen, davon berichtet kein Stein, keine Schrift. Unsere Gesetze sprechen nur von ihrer Ausrottung. Sie verboten das Opfern an den Steinen und Quellen, das Blutopfer, das alberne Geschwätz der Spielleute, der Volksfänger, sie lassen die alten Schriften, Musikinstrumente, Opferkessel zerbrechen, verbrennen, bis auf die letzte Spur rothen sie den Mythos der Ahnen aus. Nur die späteren Chroniken, die mündliche Überlieferung, die im Gedächtniß des Volkes verewigte Sage und mancher in die christliche Weltanschauung hineinpassende Aberglaube gewähren der Phantasie einen leitenden Lichtschimmer, um sich das Bild des Vergangenen zurückzuzaubern.

„Isten“ (Gott) selbst ist ein uraltes Wort; Gottes Geißel (Isten ostora) wird Attila genannt, Gottes Pfeil (Isten nyila) der Blitz; man sagt édes Isten (süßer Gott), holdog Isten (seliger Gott), élő Isten (lebendiger Gott), örök Isten (ewiger Gott), teremtó Isten (Gott Schöpfer); der gewöhnliche Wechselgruß ist: adjon Isten, fogadj Isten (gebe Gott). In welcher Gestalt sie Gott angebetet? Ob in Gestalt der vier „belebenden Elemente“: Erde, Wasser, Luft und Feuer? Ob sie Götzenbilder gehabt? Sicher ist, daß das Wort *bálvány* (Götze) und seine Ableitungen, wie auch die mit Hilfe dieses Wortes gebildeten Sprichwörter und Redensarten Ideen aus der Heidenzeit in sich schließen. So heißt unter Anderem eine Säule wörtlich „Balken-Götze“ (*gerenda bálvány*), ein Thürpfosten „Thor-Götze“ (*kapu-bálvány*), *Bálványos-vár* (Götzenburg) ist ein geographischer Name, „er steht da wie ein Götze“ ist eine Redensart. Die Götzen waren entweder von Menschenhand gefertigt, oder eingebilddete, personificirte Sachen, oder endlich gewisse geheimnißvolle Dinge, hervorgebracht durch die vier „Elemente“. So bildete und bildet noch jetzt in Siebenbürgen der Erdgott die halb menschen-, halb fischähnlichen Steine; der Wassergott den „*özönfa*“ genannten Baum, der beim Arthieb Junken sprüht; der Luftgott den Stein „*menkö*“ (Meteor), aus dem auch jenes Schwert gemacht war, mit dem die Székler-Fürsten den „Sonnenhieb“* zu thun pflegten, und der Feuergott jene zweiköpfigen Menschengestalten, wie der Schlammvulkan von *Kovácszna* (*Pokolsara* = Höllenmorast genannt) einen ausgeworfen hat u. s. w.

In alten Chroniken lesen wir, daß, als die Magyaren das Christenthum schon angenommen hatten, diese Bilder der Weltanbetung mit den Gebeten der italienischen

* „Sonnenhieb.“ Auch das ist ein uralter Gebrauch, der bei der Krönung noch jetzt geübt wird. Der gekrönte König reitet, den Mantel St. Stefans auf den Schultern, dessen Schwert in der Hand, auf weißem Rosse den Krönungshügel hinan und führt dort mit dem Schwerte vier Hiebe gegen die vier Weltgegenden, zum Zeichen, daß er das Land gegen jeden, aus welcher Weltgegend immer kommenden Feind verteidigen werde. Bei der Krönung Leopolds I. verhöhnte der türkische Feldherr diesen Gebrauch, indem er sich den Kopf verband und seinen Feldsheer holen ließ, die tiefe Wunde zu heilen, die ihm der König von Ungarn geschlagen. Sein Nachfolger *Abdul-Nahman* aber fand diesen Hieb wahrhaftig nicht so lächerlich, denn er fand in den Schanzen des zurückerobernten Ofen seinen Tod.

Missionäre in Ungarn noch alle auf folgende Weise verquickt waren: „Sei gepriesen du großer Gott mit unserem Bruder*, der Sonne. O wie schön, o wie strahlend; sie ist dein Wahrzeichen, o Herr! — Sei gesegnet sammt unserer älteren Schwester, dem Monde, und unseren jüngeren Schwestern, den Sternen, die da so schön und glänzend sind! — Sei gesegnet sammt unserem Schwager, dem Winde, der die Wolken und das heitere Wetter bringt! Sei gesegnet sammt unserer kleinen Schwägerin, dem Wasser, das so nützlich, schmachhaft und rein ist! Sei gesegnet sammt unserem Herrn Ohm, dem Feuer! O wie schön, o wie munter, o wie stark und gewaltig ist er! Sei gesegnet, o Herr, sammt unserer Frau Mutter, der Erde, die uns ernährt und erhält!“ Die opferübenden Personen der Urreligion nannte man rhabonbán (was als fürstliche Würde galt), táltos, horkás, gyula; zu diesen gesellten sich noch der perosztó, billogos und garabonczos.

Das vom Gesetz Ladislaus des Heiligen verbotene Feueropfer lebt noch jetzt hier und da jenseits der Donau als Volksgebrauch im Feuerfest der Johannismacht. Seiner älteren Form nach stellt es sich der plastisch arbeitenden Phantasie folgendermaßen dar: „Der Abend des sommerlichen großen Sternschnuppenfalles war das Fest des Altfeuerlöschens, der nächste Tag das Fest des Neufeuerezündens. Für diesen Tag nahm jede Frau die übriggebliebene Herdglut in einem Topfe vom Hause mit, dergleichen die Männer dürre Reisigbündel, die Mädchen neunerlei Kraut und Blumen; daheim darf kein Funken Feuer verbleiben. Beim Feuerhügel angelangt, schütten alle Frauen die Glut aus ihren Töpfen heraus, welche der „gyula“ mittelst eines aus duftenden Kräutern gebundenen Wedels der Reihe nach verlöscht. Hierauf wird ein großes hölzernes Rad herbeigeholt, dessen Speichen aus neunerlei Holz gemacht sind. Durch die Nabe desselben wird eine Stange aus Eschenholz gesteckt und von zwei keuschen Burschen so lange in der Nabe hin und wieder geschauert, bis jene davon Feuer fängt, und so entsteht das neue Feuer. Der Feuergott flammt auf, der belebt, leuchtet, wärmt und gedeihen läßt, und wenn er zürnt, vernichtet, verzehrt. Jetzt beginnen die Mädchen das Feuerlied zu singen:

„Wollen Feuer fachen, draus ein Bierck machen,
Ein Eck, wo da sitzen schöne alte Männer,
Noch ein Eck, da sitzen schöne alte Frauen,
Drittes Eck, da sitzen schöne junge Bursche,
Viertes Eck, da sitzen schöne ledige Dirnen.“

Dann folgt das Lied des Feuersprungs:

„Bartas Haus will Feuer fangen,
Ach, laßt nicht die Armen bangen,
Löschet nur, löschet!“

* Im Magyarischen ist die Sonne männlich, der Mond weiblich gedacht; siehe weiterhin.



Der Feuersprung.

Jedes Mädchen nennt dabei den Namen dessen, dem ihr Herz gehört, und springt dann über das flackernde Feuer, in welches ihre Gefährtinnen neuerlei duftiges Kraut werfen und dazu folgendes Blumenlied singen:

„Kornblume redet: thu mit mir nicht streiten,
Denn von mir wahrhaftig lebt die ganze Welt nur;
Rebenblüte redet: thu mit mir nicht streiten,

Denn mit mir wahrhaftig wird allweg geopfert;
Beilchenblüte redet: thu mit mir nicht streiten,
Denn mit mir wahrhaftig schmücken sich die Dirnen.“

Wenn der Flammenstoß zu Blut niedergebrannt ist, folgt die Weihung des neugeborenen Kindes über dem Feuer, nach heidnischem Gebrauch. Der „billogos“ faßt den weinenden Sprößling mit beiden Händen, hält ihn über das Feuer und spricht über ihn den Segen und den Schirmspruch gegen die sieben Arten von Teufeln, und zuletzt rißt der Opfernde das Kind mit der angeglühten Spitze seines Messers in Halbmondform am Kinn. An dieser Stelle wird ihm kein Bart wachsen, daran erkennen sich die Getreuen des Urväterglaubens. Und jetzt schöpft der „gyula“ mit dem Feuerlöffel für jede Frau von dem neuen Feuer. Durch die noch übrige Blut treiben zuletzt die Hirten ihre Herden hindurch, das wird sie vor Seuche schützen, und was an Blut noch immer glimmt, das tritt die Schar der Kinder barfuß aus. Nach Schluß der Ceremonie zünden die Burjche Freudenfeuer an, singen das Lied von der „Spilangi-Rose“ und lassen feurige Räder den Hügelabhang hinablaufen, während jeder bei seinem Feuer den Namen seiner Geliebten ruft.“ So hat sich dieses Feuerfest der Johannismacht noch heute in vielen Gegenden als Volksbrauch erhalten.

Aus alten Überlieferungen, aus Schilderungen der Chronisten und Volksjagen der Székler haben wir folgende Bestattungsgebräuche zusammengestellt, welche die Anhänger der Urreligion befolgten: „Beim Tode eines hervorragenden Ritters waschen die „Beweinerinnen“ (Klagefrauen) den gefallenen Tapfern im heiligen Bache, bekleiden ihn mit seiner glänzendsten Rüstung, legen ihn auf das Ehrenbett und breiten ein ganzes Stück Seidenzeug über ihn. Zur Trauer legen die Frauen ein ungebleichtes Linnengewand an und binden sich statt der „Schmetterlingshaube“ (Flügelhaube) ein schwarzes Tuch um den Kopf. Dann treten die „Geiger“ (Spielleute) vor und singen bei Geigen- und Lautenklang von den Thaten des Helden und von seinem jenseitigen Leben, während der greise Vater des erlegten Kämpen zu Häupten des Katafalkes auf dem nackten Boden sitzt.

Mittlerweile wird an der Quelle des heiligen Baches eine ungeheure Grube gegraben und an der einen Seitenwand derselben ein großer Eibenbaum aufgestellt, von dessen Spitze das zweizüngige Fähnlein des gefallenen Helden flattert mit der goldenen Sonne. Sodann werden an den anderen drei Seiten der Grube vierundzwanzig eichene Stangen aufgestellt, alle lanzenförmig gespitzt. Die westliche Wand der Grube bleibt abschüssig, denn man soll hinabsteigen können.



Weihung des neugeborenen Kindes bei den Urmagaren.

Dieser erste Tag ist der Tag des Wachens. An diesem wird nicht gegessen, noch Wein getrunken, man trinkt nur Bier und wird diesen Tag später an jeder Jahreswende bei einem bestimmten „Gelagsmann“ feiern. Der zweite Tag ist der des Todtengeleites. Gleich nach dem ersten „Morgengelächter“ erschallen die Hornstöße der Opferbläser, die „Gram-Mädchen“ stimmen ihren Sang an: „Morgenroth, schönes rothes Morgenroth, goldenes Morgenroth!“ und von sieben Schlägen erdröhnt die Opfertrommel. Setzt schneidet sich der Vater des todten Helden mit krummem Messer den Haarzopf ab, der an seiner linken Schläfe niederhängt, das Wertheste, was ein urgläubiger Magyare opfern kann, und gibt ihn dem Todten in die Hand.

Unterdeß führen die Richter das verhängte Roß herbei, das Lieblingspferd des todten Kriegers, in einem Überwurf von schwarzem Seidenstoff, gefattelt und gezäumt. Die Waffengenossen heben den Todten in den Sattel, binden ihm die Beine stramm an den Satteltgurt, befestigen ihm die Hand an der Lanze, die in den Sattel gesteckt ihr Fähnlein flattern läßt, und dann setzt sich der Zug in Bewegung für den Abschiedsritt. Vor jedem Thore hält der Trauerzug und der Hornbläser, der das Pferd führt, ruft laut zum Thore hinein, die Freunde des Helden zum Geleite zu laden. Vor ihm her trägt und führt man seine Fahnen und Waffen, sein Trinkhorn und Speisegeräth, seinen Jagdhund und Lieblingsfalken, seine vierundzwanzig Reitpferde.

So zieht das Trauergeleite bis an das Grab bei der heiligen Quelle, wo Jungfrauen es erwarten, die aufgelösten Locken mit Kränzen aus duftigen Kräutern geschmückt. Am Grabe angelangt vertheilt man an die Genossen des Todten dessen mitgebrachte Schätze und Gewänder, je nachdem er sie zu seinen Lebzeiten Diesem oder Jenem versprochen.

Da bricht aus der Mädchenschar die Braut des Todten hervor; auch ihr, sagt sie, sei der Verstorbene etwas schuldig. Sich selbst. Er habe versprochen, ihr anzugehören in dieser und jener Welt. Hier zum Beweis seine „Balita“.* Beide Väter geben ihr den Segen und man hilft der Braut aufs Roß hinauf neben den todten Bräutigam. Nun führen die beiden Opferbläser das Roß, auf dem der todte Held mit seiner Braut sitzt, in die Grabgrube hinab und binden den Hengst an den großen Eibenstamm fest. Ihm zur Seite legen sie die Waffen des gefallenen Recken nieder, seinen Opferbecher, seinen goldenen Streithammer, die irdene Urne voll mit Münzen jeder Art, auch die Schmuckspangen der Braut, ihre großen Ohrgehänge und den Jungfernkranz mit Perlen gestickt.

Die táltos-Priester binden mittlerweile die vierundzwanzig Kenner an die Lanzenstafte fest. Da stürzen die Mädchen an das Grab heran, reißen sich die Kränze von den Locken und streuen sie, nebst Ruzzweigen, auf den todten Bräutigam und die lebendige Braut hinab.

* „Balita“ hieß bei den Székeln das silberne Götzenbildchen, das der Bräutigam zur Verlobung seiner Braut sandte.



Der todtte Krieger und seine Braut.

Hellauf schmettern die Trompeten und hervor treten hundert reißige Bogenschützen; auf einen Trommelschlag schnellen sie alle zugleich ihre Pfeile ins Grab hinab, damit der todte Held, mit Braut und Streitroß gleichzeitig von Pfeilen durchbohrt, hinübergehe auf den Ager der Sonne. Gott hat sein Gefallen daran, wenn die Verewigten mit Wunden bedeckt vor seinem Antlitz erscheinen. Aber der Pfeilschuß ins Grab ist auch darum nothwendig, weil sonst der begrabene Todte heimkehren könnte; nun wird, sollte er aufstehen wollen, sein Gewand an den Pfeilen hängen bleiben. Nach diesem Pfeilhagel erstechen die táltos-Priester die vierundzwanzig Renner und deren Blut ergießt sich gleichzeitig in die Grabgrube, welche die Männer mit Schollen zuzuwerfen beginnen.

Und jetzt ist die Reihe des Weinens an den Männern. Aber nicht Thränen weinen sie, sondern Blut. Der Vater des todten Helden zückt sein krummes Messer und schlägt sich Wunden, an beiden Schultern zuerst, dann an der Brust, endlich an Wangen und Stirne; so weint er Blut aus sieben Wunden. Sämmtliche Männer folgen seinem Beispiele. Unterdessen blasen Hörner, Drommeten und Pfeifen wild durcheinander, übergellt von dem Geschrei der Weiber.

Der Held und seine Braut, obgleich hoch zu Roß, verschwinden nachgerade unter den Schollen; endlich steht nur ein großer runder Hügel da, aus dessen Gipfel der Eibenstamm emporstarrt und die Fahne an seiner Spitze im Winde flattern läßt. Nunmehr zerstückeln die táltos-Priester die geopfertn Rosse und braten jedes auf einem eigenen Holzstoß, die Herzen aber verbrennen sie auf wohlriechendem Feuer zu Ehren Gottes und die Pferdeköpfe stecken sie auf die nach Lanzenart gespitzten Stangen zur Botschaft an ferne Zeiten, daß da unten die Asche eines tapferen Kriegshelden ruht.

Während dessen ist die Sonne zur Küste gegangen, nur die Holzstöbe stehen in heller Lohe. Das gebratene Pferdefleisch dient nur zum Todtenschmaus. Die Spielleute machen sich bemerklich mit Dudelsack und Päckelflöte und Querpfeife, die Männer trinken den „áldomás“ (Weihtrunk), die Weiber werfen sich während des Mahles mit den Knochen; wenn aber dann das Siebengestirn emporzieht, regt sich Alles im Tanz und auch dieser heißt Todtentanz.

Junge Bursche legen sich durcheinander auf den großen Grabhügel. Dann kommen die Mädchen heran, als suchten sie ihre in der Schlacht gefallenen Todten. Welche den Thrigen findet, sucht ihn zu wecken, doch er wacht nicht auf; da hebt sie ihn empor, starr wie er sich stellt, und tanzt so mit ihm die Runde. Arm und Bein des tanzenden Jünglings scheinen zu Stein erstarrt, sein Kopf fällt hinten über, also läßt er sich im Kreise drehen und fällt, wohin man ihn fallen läßt, und gespenstisch summt dazu die Musik. Das kriegerische Turnier macht dem Tanz ein Ende. Niemals schließt der Todtenschmaus ohne ein solches. Erst wird gerungen, dann folgt der Faustkampf, zuletzt greift man zu Streit-



Witchenerweckung bei einem Todtenschmaus aus der Vorzeit.

hammer und Schlachtkolben, die treuesten Kumpane fordern sich aus bloßer Prahlucht zu tödtlichem Zweikampf heraus, das ist so alte Sitte. Der Morgen findet neun Leichen auf dem Schauplatz des Todtenmales. Diese legt man recht ordentlich im Kreise auf den großen Grabhügel hin und breitet noch eine Schicht Erde über sie. Und so sind sie jetzt alle beisammen, der begrabene Heldenführer und seine getreuen Genossen, seine Braut, sein Jagdhund, sein Falke und sein Lieblingsroß, — stattlich mag er einziehen auf den Anger der Sonne, vor das Antlitz des Gottes seiner Ahnen.“

All dies lebt nur noch in den Sagen der Vorzeit, den Todtentanz aber schildert noch im XVI. Jahrhundert der „*Ungarische und daciſche Simplicissimus*“ genau so; nur die Schmäuse der Todtenfeste sind noch jetzt im Schwange und haben den Führern des Volkes schon Stoff genug zu Predigten gegen die dabei übliche Verschwendung gegeben.

Der Sagenkreis von Attila und Esaba. Almos.

Der Glaube an die Verwandtschaft mit Attila und den Hunnen ist so sehr in das Blut des magyariſchen Volkes übergegangen, daß selbst die Volkslieder es künden, die doch von keinen Schriftgelehrten erfunden sind:

„Attilas gewalt'ger Name,		kaum erschollen nur dem Gothen,
Von Bendeguz' großem Stamme,		Warf entseelt ihn zu den Todten.“

(Heutzutage nicht buchstäblich so.) Und ein anderes Volkslied lautet:

„Atilla mein Vater war,		Thät' mir noch der Arme leben,
Drum die Heimat lieb mir war;		Wollt' ihm hin mein Hemde geben.“

Im Original beweist die Ungeſchlachtheit des Ausdruckes unzweifelhaft den alten Ursprung dieses Liedes, und mehr noch die eigenthümlich zerrissene Melodie. Attila und nicht Etele nennt der Volksmund überall, selbst bei den Székeln, den Hunnenkönig, und zwar spricht es ihn „Atilla“ aus, so auch in: „Atilla-Dolmány“, „Atilla-Bursche“ (dessen man im Hause nicht Herr wird). Ein Riese, dessen Lebensdauer schon über ein Jahrhundert hinausreicht, dessen Ursprung auf Nimrod zurückgeht, dem durch ein Wunder Gott selbst sein Schwert herabschickt, um es durch ihn zur Geißel der Welt machen zu lassen; Weltſchlachten schlägt er mit diesem Schwerte, Völker vertilgt er und stürzt Reiche, jede seiner Fußspuren ist ein Schlachtfeld; Könige macht er sich unterthan, große Nationen tributpflichtig; fabelhafte Schätze häuft er auf, in deren Mitte er selbst einfach und glanzlos bleibt. Nur Gestalt und Wuchs und nach gleichzeitigen Schriftstellern die Augen voll göttlichen Feuers verkünden an ihm den König. Seine Thaten, welche die Weltgeschichte lenken, werden von geschichtschreibenden Kaisern verewigt und das Meisterstück des Heldenſanges, das Nibelungenlied, verknüpft sie mit der Geschichte der Weltnationen.

Das erste Blut, mit welchem Attila das Schwert des Kriegsgottes weihet, ist das seines eigenen Bruders Buda, welcher lieber die Donau und Theiß entlang eine Heimat gründen, als in blutigen Schlachten Ruhm gewinnen will und die Burg Buda erbaut und nach seinem Namen benennt, — wofür Attila ihn tödtet. Und nach jedem Feldzug kehrt der große Welteroberer wieder zwischen Donau und Theiß zurück, wo seine Hauptstadt steht, aus Holz gebaut. Den steinernen Mauern ist er feind und stürzt sie, die Wälle von Byzanz hat er bereits niedergelegt, den Kaiser gedemüthigt. Chrysaphius, der Eunuch aus Byzanz, will dies meuchlerisch mit dem Dolche rächen, indem er Attilas eigenen Gesandten Edekon besticht. Dieser geht scheinbar darauf ein, sendet aber Attila Kunde vom Anschlag. Der griechische Kaiser schickt dem Hunnenkönig, um ihn zu versöhnen, eine Gesandtschaft ans Ufer der Theiß. Den großartigen Empfang hat Priscus Rhetor folgendermaßen geschildert. Die anlangenden Gesandten wurden zuerst von den Frauen vornehmer Hunnen empfangen, welche sie mit keuscher Umarmung begrüßten. Diese Sitte war nicht von der türkischen Race entlehnt, die ihre Frauen vor fremden Augen verbirgt und für Wesen hält, welche tiefer stehen als die Männer.

Die Gemahlin des Königs selbst, Kerka (oder Keka), empfing, von ihren Frauen umgeben, die Gesandtschaft; die hunnischen Frauen beschäftigten sich mit Gold- und Perlenstickerei, denn bei den prachtliebenden Hunnen bedeckten die Ritter nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Pferde mit Geschmeide und Stickereien. Nur der König allein war einfach, an ihm war nichts Glänzendes. Sein Gewand ist schmucklos, kein Kleinod daran, an seinen Waffen keine Spur von Gold, sein Thron ein einfacher Holzstuhl. Kalt empfängt er die Gesandten, wirft ihnen jedoch den meuchelmörderischen Anschlag mit keinem Worte vor. Von den Überläufern seines Volkes sagt er, daß er gegen seine Knechte zu kämpfen sich nur schäme, aber nicht fürchte.

Auf den Abend lud er die Gesandten zum Gastmahl ein. Reihen weißgekleideter Frauen standen geordnet bis zum Saal des Gelages, ihre weißen Schleier spannten sie als Himmel aus über den Chor der Jungfrauen, welche nationale Lieder sangen. Vor seinem Palaste begrüßte den König die Gemahlin seines Lieblings Onegisius nebst ihren Frauen, indem sie ihm nach Volkessitte Fleisch und Wein (auf einem silbernen Tischchen) bot; der König aber, hoch zu Ross, kostete und dankte. In dem ungeheueren Brunksaale, der von Gold und edlem Gestein erstrahlt und auf kunstreich geschnitzten Säulen ruht, stehen Tische mit weißen Tüchern gedeckt und ächzen unter der Last goldener und silberner Schüsseln und Becher; jeder Gast erhebt erst einen Becher auf das Heil des Königs und dann wird an den Tischen Platz genommen. Nur Attila allein speißt auf einem Holzteller und trinkt aus hölzernem Becher, nichts von all den Gängen berührt er, nur gebratenes Fleisch. Um die Mitte des Gastmahles läßt der König einen Becher füllen und bringt ihn

dem Gaste zu seiner Rechten, dem Fürsten Berich dar, worauf er der Reihe nach jedem wertheren Gaste zutrinkt; die Männer stoßen die Becher aneinander und erwiedern so die Trinksprüche; noch heute halten es die Magyaren nicht anders. Am Schlusse des Gastmahls traten zwei jugendliche scythische Sänger an den Tisch Attilas und sangen Heldenlieder von Tagen des Sieges, von tapferen Ahnen und einem neuen Vaterland. Auf flammten da die Angesichter der Jünglinge und die Alten vergossen Thränen der Freude und des Kummers. — Und noch heutigen Tags „erlustigt sich weinend der Magyare“. Nach diesen kamen fremde Gaukler, die hohen Herren zu unterhalten; zum Hanswurst war der hunnische Stamm nicht tauglich.

In all dem Gelächter blieb nur Attilas Antlitz ruhig, streng und kalt; nur als sein jüngstes Söhnlein zu ihm trat, schien er aufzuthauen. Er umarmte ihn mit väterlicher Zärtlichkeit, lächelnd; die Seher hatten ihm verkündet, dieser würde nach ihm das Reich aufrechterhalten.

Anderen Tages entließ Attila die Gesandten des Kaisers, mit Geschenken schwer beladen; kein hartes Wort hatten sie von ihm gehört. Sie waren seine Gäste und die Person des Gastes ist dem Magyaren auch heute noch heilig. Erst nachdem die Gesandtschaft abgereist war, sandte er ihr sofort seine eigenen Boten nach mit der harten Antwort an den griechischen Kaiser; er warf ihm vor, er habe sich des glorreichen väterlichen Namens unwerth gemacht, da er zum meuchlerischen Dolche griff, und ließ ihm den von Edekon empfangenen Sündenlohn vor die Füße werfen.

Später wendet er sich gegen Westen, dringt bis Lutetia vor, wo er auf einen seiner würdigen Riesen trifft; drei Feldherren stellen sich ihm entgegen, der Römer Aëtius, der Gothe Thorismond und Theodorich. Da läßt er sich vor der Schlacht durch seine táltos-Priester die Zukunft künden, und diese prophezeien, daß der feindliche Führer fallen, ihm aber der Sieg trotzdem nicht verbleiben werde. Vor der Schlacht hält er eine Rede an seine Heere und spricht zu ihnen von den „Freuden der Schlacht“, in der er selbst den ersten Speerwurf thun werde. Den ganzen Tag dauert die Schlacht, Theodorich fällt, 160.000 Todte decken die Wahlstatt, aber der Sieg neigt sich weder dem einen, noch dem andern Theile zu. In diesem Kampfe war die Schlachtordnung beider Heere so verwirrt, daß kein Theil wußte, ob er gesiegt habe oder besiegt sei. Am Abend vor der Schlacht hatte Attila einen Scheiterhaufen aus Sätteln errichten lassen, auf diesem wollte er sich verbrennen, um nicht in die Gewalt seiner Feinde zu gerathen. Jetzt machte er Kehrt und zog in sein Reich zurück.

Um diese Zeit war er schon dem hundertsten Lebensjahre nahe. Und jetzt entbrannte die römische Kaisertochter Honoria in verhängnißvoller Liebe zu ihm; die Auguren hatten geweissagt, daß um ihrer Liebe willen das römische Reich in seinen Grundfesten erbeben



Attilas Gastmahl.

werde. Die Kaisertochter sandte dem am Theißufer lagernden Attila ihren Verlobungsring, flehend, daß er komme, sie aus ihrem Kerker zu befreien. Attila setzt sich auf diesen Ruf hin in Bewegung und überflutet Italien mit seinen Scharen. Drei Monate lang belagert er Aquileja und zerstört überdies zwölf Städte auf dieser fürchterlichen Brautfahrt. Aquileja vertheidigte sich lange, und schon wollte Attila von der Belagerung absteigen, als ein Storch, seine Zungen im Schnabel, die Stadt verließ und ihm dadurch kundgab, daß die Stadt am Äußersten sei. Dieser Anblick bewog ihn zum letzten Sturm, der zu seinem vollen Siege führte. Im Kaiserpalast zu Mailand findet er ein Meisterbild, auf dem seine Ahnen dem römischen Kaiser zu Füßen sinken. Er wallt zornig auf, rächt sich aber an dem Meisterwerk des Künstlers nicht durch dessen Vernichtung, sondern läßt als Seitenstück dazu ein anderes Bild malen, auf welchem römische Kaiser den goldenen Tribut zu Füßen des Hunnenkönigs niederlegen. Er duldet keine Schmeichelei; ein römischer Dichter, Marullus, erhebt in seinen Versen Attila zum Gott, dafür verurtheilt er den Dichter sammt seinen Versen zum Scheiterhaufen, begnadigt aber schließlich doch den Menschen und läßt nur seine Gedichte ins Feuer werfen. Und da er endlich schon vor den Thoren Roms steht und keine Waffe, kein Steinwall ihn mehr aufhalten kann, da kommt ihm aus Rom eine Schar ehrwürdiger Greise entgegen, an ihrer Spitze Papst Leo, um Gnade zu flehen für die ewige Stadt. Der Sage nach hätten nächtliche Gesichter ihm Stillstand geboten, die Walküre des Krieges sich ihm in den Weg gestellt und ihm dreimal zugerufen: zurück, Attila! Nach der Legende wären die Apostel Peter und Paul ihm erschienen und hätten ihn mit Gottes Gebot zurückgeschreckt, welche Scene auch in der Peterskirche durch Pinsel und Meißel künstlerisch verewigt ist. Die Legende ist ebenso schön wie die Volksfage, am schönsten aber ist die Tradition, daß jene Gottesgeißel, „auf deren Fußspuren kein Gras mehr wuchs“, auf deren Wink das Blut zu Bächen schwoh, wie auf den catalaunischen Gefilden, innegehalten habe vor den Thränen des greisen Mannes und, als die Mutter der Völker, Rom, ihm zu Füßen lag, sie nicht niedergetreten, sondern Kehrt gemacht habe. Dies that weder Brennus noch Marich. Wie sein Leben, so war auch Attilas Tod ungewöhnlich. Über hundert Jahre alt, starb er am Blutsturz auf seinem Brautbette, zur Seite seiner Braut, der fränkischen Königstochter Ildiko. In der Nacht seines Todes träumte der griechische Kaiser von ihm, er sah den Bogen Attilas entzweibrechen. Die Leiche des Hunnenkönigs legte man in einen dreifachen Sarg, in Gold, Silber und Eisen, und begrub ihn im Bette der Theiß. Auch das war uralter Brauch, auf dem Grund der Gewässer bestattet zu ruhen. Niemand weiß, wo sein Grab ist.

Nach seinem Tode geriethen seine drei Söhne über sein ungeheures Reich in Streit und überfielen einander im Bunde mit gothischen, gepidischen und sarmatischen Völkern. Die wilde Schlacht endete mit der Ausrottung der hunnischen Nation. Nur Attilas jüngster

Sohn Esaba rettete sich aus der Schlacht mit einem zusammengeschmolzenen Bruchstück des Volkes. Daran knüpft sich eine der schönsten magyarisch-széklerschen Volksagen. Als Esaba das Verderben der hunnischen Nation seinen Gang nehmen sah, entsendete er aus seinem Köcher einen Zauberpfeil, wodurch er seine Mutter, die Zauberfee, zu Hilfe rief, und wo der Pfeil im Fallen mit der Spitze stecken blieb, dort fand er das wunderwirkende Kraut, von dessen Saft die Wunde heilt und der in der Schlacht Gefallene wieder aufsteht, (im Volksmund heißt diese Pflanze, *poterium sanguisorba*, noch jetzt „Esabas Balsam“). Mit diesem Wundermittel erweckte er seine gefallenen Krieger wieder, stellte sie in Schlachtordnung und führte sie gegen den Feind. Angesichts dieses Todtenheeres faßte Entsetzen die Gepiden und sie ließen die Überbleibsel von Esabas Volk in Frieden abziehen. Esaba geleitete dann mit seinem beritten gemachten Todtenheer den Rest des Hunnenvolkes bis an die Ostgrenze Siebenbürgens, wo er ihn im heutigen Széklerlande ansässig machte, dann aber die todtten Krieger in ihr altes Vaterland, ins Land Attilas heimführte. Den im Széklerland zurückgelassenen Sippen aber versprach er, daß, so oft eine große Gefahr ihnen drohen möchte, er und seine heimischen Krieger jedesmal dem Grabe entsteigen und zurückkehren würden, sie zu erretten. So entstand die Legende vom „Erwarten Esabas“. Und oft hat sich die kleine Széklernation in großer Gefahr befunden und ist immer durch wahre Gotteswunder gerettet worden (nebst seiner eigenen aufopfernden Tapferkeit), und die Volksage will, daß allemal Esaba und seine Hunnenkrieger aus der alten Heimat herbeigeeilt seien, mitten durch den Himmel, unter großem Getöse, um ihre Feinde zu zerstreuen. Jene glänzende Bahn aber quer durch den ganzen Himmel, die Milchstraße, sei aus den Hufspuren ihrer Rosse entstanden. Das Volk nennt sie noch heute „Straße der Heere“. So knüpft sich der Sagenkreis von Attila und Esaba mittelst der széklerschen Überlieferungen eng an die festgewurzelten Thatfachen des magyarischen Gemeinglaubens.

Der zweite der magyarischen Nation verwandte Völkerschwarm, der avarische, bewohnte unter seinen „Khaganen“ dieses Land noch längere Zeit und hinterließ das Gedächtniß seines Verweilens in merkwürdigen Urdenkmälern. Das sind die Avarenringe und Grabfelder, die wir bei der Beschreibung der betreffenden Orte eingehender schildern werden. Karl der Große brach mit der vereinten Macht der fränkischen und germanischen Heere die Kette dieser Festungswerke und rottete die ganze avarische Nation aus.

Die Idee der magyarischen Einwanderung scheint nur die Fortsetzung des Sagenkreises von Attila und Esaba zu sein. Der „turul“ (in Adlergestalt eingefleischte Kriegsgenius) war das Sinnbild der Fahnen Attilas. Ihn führten auch die Magyaren auf ihren Fahnen bis in die Zeit des Herzogs Gejza. Der „turul“ flog vor Attila einher in seinen Kriegen. Der „turul“ suchte Emös auf, das Weib des im alten Vaterlande lagernden Fürsten Ugef, und verkündete ihr im Traume die große Sendung ihres noch ungeborenen

Sohnes: ein Feuerstrom werde ihr Sprößling sein und über weite Länder sich ergießen. Deshalb erhielt der Sohn nach seiner Geburt den Namen Ámos. (álom = Traum.)

Ámos macht sich mit seiner ganzen Nation auf, um das neue Vaterland als ein von Attila ihm hinterlassenes Erbe zurückzuerobern. Der „turul“ zeigt den Weg bis ans Ziel. Als das Volk, an die Karpathen gelangt, zaudert, stürzt sich das lustige Heer des „turul“, ein Schwarm von Adlern und Geiern, auf die Magyaren und drängt sie zur Eile. Ámos, nachdem er seinem Volke die neue Heimat gezeigt, verschwindet, gleich Moses an der Grenze des verheißenen Landes, aus der Weltgeschichte und Überlieferung. Die Führer erheben seinen Sohn Árpád auf den Schild und machen ihn zum Herzog, sie schwören ihm Treue, indem sie sich in die Arme schneiden und ihr Blut in den gemeinsamen Opferkelch fließen lassen. Sie schließen gegenseitig einen Bund mit dem Herzog; die Nation gelobt, ihre Herzoge stets aus dem Stamme Árpáds zu wählen, behält sich aber auch ihm gegenüber als ihre Rechte vor, daß er das zu erobernde Vaterland gerecht unter die 108 Geschlechter vertheile, daß den Nachkommen der Führer freie Berathung vor dem Herzog verbleibe, und damit ist der Grund zur ersten Verfassung gelegt. Die Abkömmlinge Csabas, das zur Nation herangewachsene Széklervolk, kommen ihm zu einer Begegnung entgegen und schließen unter ihrem Fürsten Zandirhám ein Bündniß mit der verwandten Nation Árpáds. Die fünf Punkte dieses Bündnisses werden in steinerne Schilde eingegraben. Árpád siegt in den Schlachten, aber ehe er die Eroberung mit dem Schwerte durchführt, fordert er Svatopluk, den Fürsten eines Landestheiles, zur Unterwerfung auf, schickt ihm ein weißes Roß zum Geschenk und wünscht von ihm als Gegengabe Erde, Gras und Wasser. Dies ist bei dem alten Scythenvolke die Symbolisirung der freiwilligen Unterwerfung. Nachdem er die Symbole erhalten, nimmt er mit voller Sicherheit das ganze Land in Besitz. So lesen wir es in einem alten Liede: „Gedenken wir der alten Dinge, aus Scythenland der Ankömmlinge.“

Bis hierher sind überlieferte Sage und Geschichte so miteinander verwachsen, daß man entweder, wie die öffentliche Meinung es thut, das Ganze hinnehmen oder das Ganze verwerfen muß. Interessante Aufzeichnungen über die Vermengung von heiligen Gestalten der Urreligion und des christlichen Glaubens finden wir schriftlich und bildlich bei Stilling und in der Wiener Bilderchronik. Nach dem Chronisten hat Géza, der heidnische Herzog, ein Traumgesicht, in dem ihm die gebenedeite Muttergottes als schönste der Frauen, von Wunderglanz umflossen und von drei anderen Frauen begleitet, erscheint. Die Muttergottes gibt sich zu erkennen und thut dem Herzog kund, daß ihm ein Sohn erstehen und daß dieser der Magyaren König sein werde. Die Wiener Bilderchronik stellt auf Grund der Fortbildung dieser Legende schon Bajszs Geburt in einer Miniatur dar; seine Mutter Sarolta hält, im Bette liegend, ihn auf den Händen und vor



Der Weg des Csaba.

ihr steht Stephanus Martyr, der dem Kinde die Krone reicht, während zu Häupten Saroltas, von drei Frauengestalten begleitet, die Jungfrau Maria steht. Diese sind die Schicksalsfrauen (Parzen) des Arnythos, welche bei jeder Geburt zugegen sind.

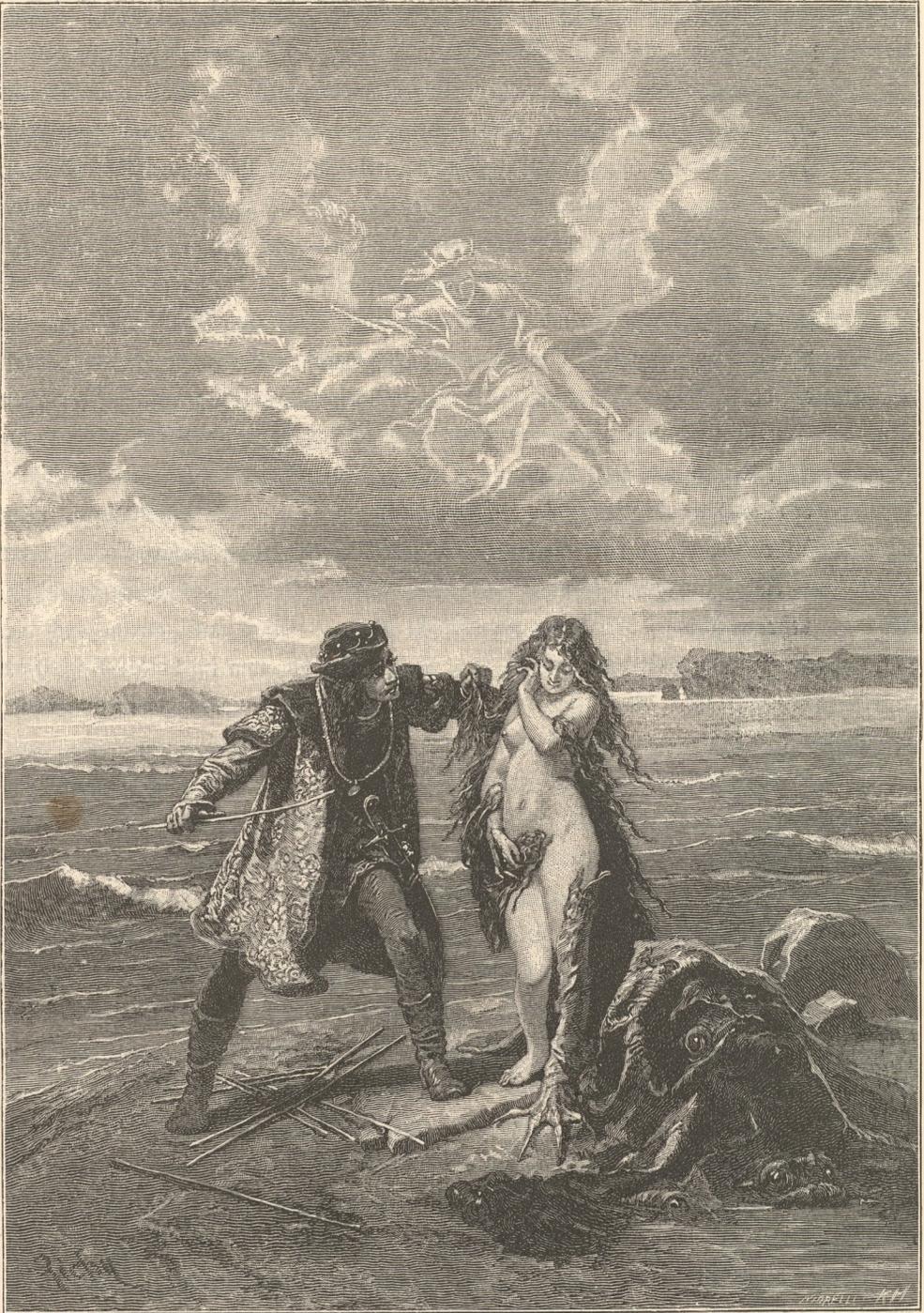
Den historischen Theil haben wir schon skizzirt; den heidnischen Sagen können wir noch die Überlieferungen von den Feldherren Lehel und Botond anreihen. Jener wird nach der verlorenen Lechschlacht zum Tode verurtheilt, stößt noch ein letztesmal in sein geliebtes Horn und erschlägt dann mit demselben Konrad, den siegreichen Führer der Feinde, indem er ihm zuruft: „Und doch wirst du mir im Jenseits dienen!“ Der Andere aber schlägt mit einem Hiebe seiner Streitart eine solche Bresche in das eiserne Thor des belagerten Byzanz, daß ein Kind durchschlüpfen kann. Das Elfenbeinhorn des Feldherrn Lehel bewahrt und zeigt man noch jetzt als kostbare Reliquie in der Stadt Zászberény.

Uberglaube.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Geschichte der magyarischen Heidenzeit durch die nationalen Schriftkundigen aufgezeichnet worden. Daß sie Schriftzeichen hatten, welche sie in Schriftstäbe einferbten, ist durch mancherlei Daten bezeugt; so verständigten sich nach Nikolaus Oláhs und Verancsics' Mittheilungen die Székler in Siebenbürgen noch im XVI. Jahrhundert mittelst solcher Kerbschrift. Unsere christlichen Missionäre haben diese bis auf die letzten Reste vertilgt, begreiflich genug bei dem immer wieder aufflackernden Kriege, den die Anhänger der Urreligion bald in diesem, bald in jenem Theile des Landes führten und der in Siebenbürgen noch zweihundert Jahre nach Stefan dem Heiligen das Christenthum gefährdete. Die heidnischen Spielleute und Schriftkundigen sind sammt ihren Heldenliedern und Schriftzeichen (zum Schaden der Archäologie) zu Grunde gegangen.

Nur in den Volksgebräuchen und im Volksaberglauben lassen sich die Reste der Urreligion noch ermitteln. Ein werthvolles Archiv derselben bildet Arnold Spolyis Werk: „Ungarische Mythologie“. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß sich der Uberglaube beim magyarischen Volke nicht zur Blindgläubigkeit verhärtet, sondern sich mehr wie ein Spiel des Gemüths äußert. Der Fürst Stefan Bocskay wählte für jede wichtigere Kriegsthat, ja selbst für seine Heirat den Freitag. Außer der Gottheit und den Himmlischen ist der Magyare nicht geneigt, seinen Glauben irgend einem höheren Wesen zu widmen.

Die Neigung zum Glauben an eine Feenwelt bestand am lebendigsten unter den siebenbürgischen Magyaren. Siebenbürgen und Feenland hatten ehemals dieselbe Bedeutung. Das Wort Septem castra (Siebenbürgen) selbst gründet sich auf die von Feen errichteten sieben Burgen: Arany, Déva, Kecské, Firtos, Tartód, Torja und Bálványos. Hier war der goldene Garten der Feen, welche einhereschwebten „Nebel vor mir, Nebel hinter mir“;



Die Wasserfee und der Königssohn.

hier suchte der Königssohn Argyrus seine goldlockige Flona. Der alte Name der Fee ist „hába“; daher die Benennung des Regenbogens „hába bukra“ (Band der Fee). Daher stammt auch das Wort „deli-háb“ für die Fata Morgana, welche nach der Volks Sage aus der Liebe der Sonne und des Meeres entsteht, gehindert durch den Vater: die Puszta (männlich gedacht). Das Kind dieser heißen Liebe ist die Erscheinung, welche das Meer nachahmt und zur Sonne emporsteigt. In Ungarn hatte die Csallóköz (die Insel Schütt), mit ihrem alten Namen „tänderkert“ (Feengarten), den Ruf als Feenheimat. Da kämten Feenmädchen ihr goldenes Haar und ließen dessen Fäden in den Strom fallen. Noch jetzt leben dort Leute von Goldwäscherei. An die Wasserfeen knüpft sich manche Sage von der Liebe zwischen Menschenkindern und Wasserbewohnern. Darunter gibt es ganz naive, die den Stempel ihres volkstümlichen Ursprunges an sich tragen, so die Sage von dem grünen Männchen, das aus dem Perekzfluß in die Stadt hineinzugehen pflegt. Nach einer alten Quelle heißen sie „vizi hüvelvények.“ Von einem solchen Meerfräulein gibt es eine Sage von besonderem poetischen Werthe. Der Königssohn soll sie von ihrer ursprünglichen Gestalt, der eines häßlichen Ungethüms, befreien. Er erhält von der Schicksalsfrau neun goldene Ruthen; so oft er mit einer derselben der Wasserfee einen Schlag versetzt, fährt dieselbe aus einer ihrer Häute heraus. Beim achten Schlage bittet das Mädchen flehentlich, sie nicht mehr zu schlagen. Aber der Königssohn bleibt standhaft und gibt ihr auch den Schlag mit der neunten Ruthen. Und da steht sie plötzlich vor ihm im vollen Reize ihrer Feenschönheit und wird die Gattin ihres Erlösers. Hätte der Königssohn nicht so gethan, so hätte sie auch ihn in einen Frosch verwandelt.

Einen Gegensatz zu dem bildet Frau Eisennase (vasorru hába), die Verkörperung des Bösen und Schrecklichen. Ihr Palast ist aus Todtenschädeln gebaut, sie nimmt die Jünglinge, die sich zu ihr verirren, in ihren Dienst; das Jahr ist bei ihr nur drei Tage lang. Aber sie gibt ihren Dienstmännern Arbeiten, welche sie nicht ausführen können. Eherne Rosse sollen sie melken, welche aus ihren Mästern Feuer schnauben. Diese ehernen Rosse sind Frau Eisennases eigene Töchter. Zuletzt erringt der Held mit Hilfe der guten Fee den Sieg über sie und gewinnt den gefangen gehaltenen „táltos“ (siehe später). Unsere Forscher glauben in diesen Dingen Reminiscenzen des westasiatischen Mythos von Ormuzd und Ahriman zu finden. Unsere Chronisten führen die Beziehungen des magyarischen Stammes zu den Feen in ferne Urzeiten zurück. Nach der Ofener Chronik hätten Hunyor und Magyar, Nimrods Söhne, sich in der Puszta mit den feenentsprossenen Töchtern des Fürsten Dul verheiratet. Darauf mag der Satz im Palatinalcodex zielen: „O unverschämter Tod, hast du nicht bis auf diesen Tag Riesen und große starke Helden besiegt?“

Eine ansehnliche Macht ist in den Volksmärchen der Drache, der vom Volke Jungfrauen zum Opfer heißt. Gewöhnlich hat er sieben Köpfe, dabei aber menschliche Hände,

mit denen er centnerschwere Keulen schleudert, bis ihm endlich der Königssohn mit seinen gefeierten Waffen alle sieben Köpfe abhaut und so das geplagte Volk von ihm befreit. Ein solcher berühmter Drache war das Gespenst des Eszeder Moores, welches von Opos, dem Ahnherrn der Báthory, erlegt wurde und seinem Wappen die drei Drachenzähne hinterließ. Noch berühmter ist der Drache von Csököme, der freilich noch volkstümliche Satire ist und den Stoff zu einem noch vorhandenen gelungenen Spottgedicht gibt. König Sigismund hat auch einen nationalen Drachenorden gestiftet, und wenn man ehemals den alten Adel einer Person bezeichnen wollte, sagte man, „sein Großvater habe Drachen getödtet“.

Ein Gespenst niedrigeren Ranges ist der „lidércz“ (auf der Insel Schütt „iglicz“) oder Kobold, der in Gestalt eines redenden Huhnes erscheint und dem Hause Geld zuträgt; jedoch heißt auch der in den Mooren tanzende Irrwisch „lidércz“. Die Vampyrfrage fehlt dem magyrischen Sagenkreise, wir begegnen ihr aber beim Aberglauben anderer Nationalitäten. Das Wort „tündelevény“ scheint sich auf diese Fabelgestalt zu beziehen.

Auch Riesen erwähnt die Volksage mit den Feen; sie erschrecken durch unbändige Körperkraft. Da sind der „Fanyövö“ (Baumausraufer), der „Vasgyúró“ (Eisenknetter), der „Kömorzsoló“ (Steinbröckler). Ihr Beruf ist, sich von dem sagenhaften Helden mit Hilfe der Fee besiegen zu lassen. Noch größer als die Macht der Riesen ist aber die des „máknyi makk-ember“ (mohngroßen Eichelmännchens), der gewissermaßen die Nemesis darstellt. Einem armen Bauernpärchen raubt der Drache drei Söhne, welche ausgezogen, ihr ebenfalls geraubtes Schwesterlein zu suchen. Die Mutter haut sich beim Holzhacken eine große Zehe ab und daraus entsteht der „hüvelyk-ember“ (Däumling), der Wunderdinge verrichtet, bald seinem Vater pflügen hilft, indem er sich dem Ochsen ins Ohr setzt und von da aus mit der langen Peitsche knallt, bald wieder sich aufmacht, den Drachen aufzusuchen, und dazu eine zehn Centner schwere Keule mitnimmt, so daß Alle, die ihn sehen, fragen: „Heda! Keule, wo trägst du denn das winzige Männlein hin?“ — bis er endlich den Drachen findet, ihn mit der Keule in die bleierne Tenne hineinhämmert und alle seine Geschwister befreit. Eine derartige Figur ist auch der „Piritus“, der vom lateinischen „spiritus“ herzukommen scheint, jedoch seinen Namen auch in den Volksagen der Finnen heimisch gemacht hat (nach Lencquist „Piritys“) und dem Hause alles Gute zuschleppt. Wer in allen seinen Unternehmungen besonderes Glück hat, von dem pflegt das Volk bei uns zu sagen: „Der hat aber einen piritus.“ Hier reiht sich noch die in Gaál's Sammlung von Volksmärchen erwähnte Sage von den drei Zwergen an, die von ihrem Vater einen unsichtbar machenden Mantel, einen hundert Meilen schreitenden Schuh und eine zum Fliegen befähigende Peitsche geerbt haben, sich aber nicht in die Erbschaft zu theilen vermögen, worauf der schlaue Sagenheld ihnen alle drei abzunehmen weiß. Unter die Figuren der magyrischen Volksagen gehört ferner der Vogel Greif

(griffmadár), der das Gold und edle Gestein hütet, dem Helden Drachentöbter aber aus Dank, weil dieser ihm die Eier gegen den Drachen beschützt hat, dienstbar wird und ihn auf seinem Rücken aus der Tiefe der Drachenschlucht hinausträgt.

Die originellste Figur der magyrischen Volksfage ist aber der „táltos“. Ursprünglich bezeichnete dieses Wort die heidnischen Opferpriester, im Volksmund aber ist es zum Namen irgend eines wunderkräftigen Rosses geworden (wiewohl man es nebenher auch auf Menschen angewendet findet). Das Ross táltos lebt elend auf dem Misthaufen und sieht einer Schindmähre gleich, aber der Wunderheld erkennt es trotzdem und wählt sich kein anderes aus einem ganzen Stall voll Pferde. Er füttert die elende Mähre mit glühenden Kohlen und da verwandelt sich der táltos plötzlich in einen goldmähnigen Hengst, der bald fünf, bald wieder nur drei FüÙe hat; bald fehlt ihm ein Kinnbacken, bald tritt er dreiköpfig auf; er trägt seinen Reiter durch die Luft, schnaubt dessen Feinde im Kampfe mit Feuer an, versteht Menschenrede und spricht nach Menschenart, er prophezeit und erteilt Rathschläge. DaÙ bei dem zu Rosse lebenden, zu Rosse kämpfenden magyrischen Volke das Pferd der edelste Freund des Menschen ist und sich in die mythischen Regionen erhebt, davon geben die Heldenjagen Beweise, wenn sie von „Zeg“, dem Pferde des heiligen Ladislaus, vom „Fakó“ (Falsen) des Bátor Dpos melden. Der „holdas“ (mit einem Mond gezeichnetes Pferd) des Königs Matthias wird zur Hauptfigur einer ganzen Heldenlegende, und Gerhard Oláhs redendes Ross beweist sogar seine patriotische Gesinnung, indem es ihn ermahnt: „HeÙe du mit mir keinen Hirsch, sondern heÙe den Türken!“

Feen- und Menschenwelt verknüpft der Begriff des „garabonczás“, eine volksthümliche Gestalt in zerfetztem, aufgeschligtem Mantel, die Mütze rings mit Federn besteckt; der Mantel heißt „felleghajtó“ (Wolftreiber) und der ihn trägt ist der Hagel- und Sturmbringer. In der alten Heidenzeit mögen die „Garabonczen“ die schriftkundigen Zauberpriester des magyrischen Volkes gewesen sein; als das Christenthum sich erkräftigt hatte, entwürdigten sie sich zu fahrenden Gauklern (trufatores, jocularatores), welche singend von Dorf zu Dorf zogen. Der Volksglaube schreibt ihnen wohlthätige und rachsüchtige Neigungen zu. Der zerlumpte Geselle bedankt sich für empfangenes Almosen mit dem Spruch: „gabst, wirst auch geben; hast gehabt, hast und wirst haben“ und erweist sich dem Landwirth hilfreich; wo man ihm Brod, Milch oder Eier mit einem „nichts da“ ver sagt hat, antwortet er: „nun, dann sei auch nichts da!“ — und eine Stunde später wird der Landstrich von Hagel und Sturm verwüstet. Seine Wissenschaft aber steckt in dem Büchlein, das er im Schnapp sack führt. Mit dessen Hilfe vermag er den Drachen aus dem Sumpfe „herauszulesen“, zäumt ihn auf, besteigt ihn und läÙt sich um ein Land weiter tragen.

Einmal nimmt er den geretteten Schafhirten mit sich, fliegt jedoch so nahe an der Sonne vorüber, daÙ sie vor Hitze fast schmelzen; da steckt er dem Hirten einen Bissen

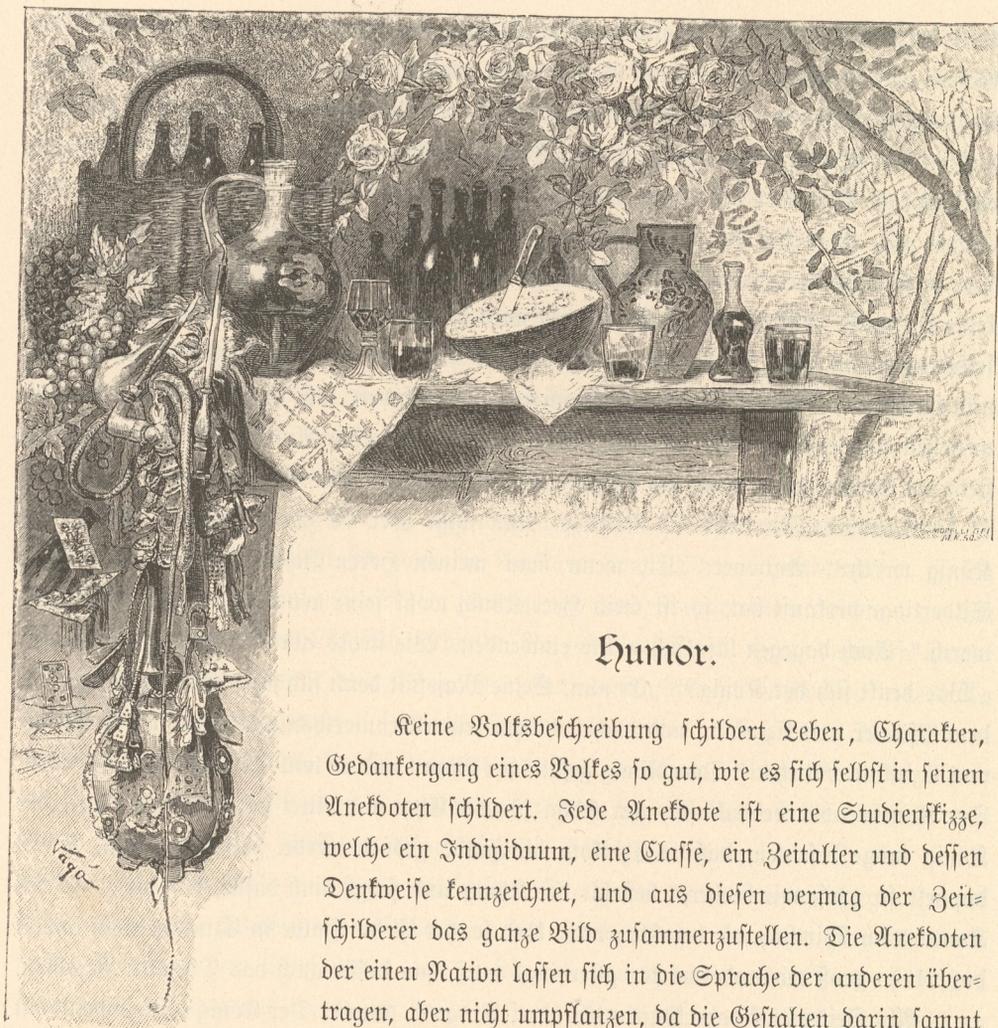


Der garabonzás diák (fahrende Student) und das Weisentind.

Drachenfleisch in den Mund, welches bekanntlich immer eiskalt bleibt. Bald wieder bittet er unterwegs, daß man ihn auf den Heuwagen aufsitzen lasse, und während er da oben einschläft, durchstöbert der Bauer seinen Schnappack, findet darin das Zauberbuch und schlägt es auf, gerade bei den Worten: „Wir gehen hinauf“, worauf dann der Heuwagen sammt den eingespannten sechs Ochsen geradenwegs in den Himmel hinauffährt. Schon will das Heu von der Glut der Sonne Feuer fangen, da erwacht der garabonezás und ruft den Bauer barsch an, dieser blättert vor Schreck um, auf der anderen Seite stehen die Worte: „Wir gehen hinunter“, und so gelangt der Heuwagen wieder auf die Erde hinab. „Dein Glück,“ sagt der garabonezás, „daß du umgeblättert hast; hättest du das Buch zugeschlagen, so wären wir auf einmal aus dem Himmel heruntergefallen.“ Noch ein originelles Märchen vom garabonezás habe ich in meiner Kindheit gehört. Er findet im Wandern einen armen Waisenknaaben, der ein Stück Schwarzbrot verzehrt; er bittet um ein Stück davon, der Knabe theilt mit ihm, da gibt er ihm zum Dank ein Tischtuch, dem man nur zu sagen braucht: „Tischtuch, deck dich,“ um sofort das fertige Mahl darauf zu finden. Die habgierige Stiefmutter des Knaben vertauscht ihm aber das Tischtuch mit einem anderen, dem der Knabe umsonst sagt: „Tischtuch, deck dich.“ Wieder begegnet er dem garabonezás und klagt ihm den Verlust. Da gibt ihm dieser eine Ziege, der man nur zu sagen hat: „Ziege, schüttle dich“, worauf sie eitel Gold fallen läßt. Er führt auch die Ziege heim, aber die böse Stiefmutter vertauscht auch die Goldziege mit einer anderen, welche auf die Mahnung Alles, nur kein Gold fallen läßt. Zum dritten Mal begegnet er dem garabonezás und klagt ihm, daß weder das Tischtuch noch die Ziege seine Wünsche erfüllen wollen, da gibt ihm der garabonezás einen Knüttel, der die Eigenschaft hat, auf den Befehl: „Schlag zu, Bankozettel, schlag zu,“ lauter Banknoten zu drucken. Auch diesen Knüttel ersezt die böse Stiefmutter durch einen anderen Stock, wie sie aber dann ruft: „Schlag zu, Bankozettel, schlag zu!“ da druckt der Knüttel durchaus keine Banknoten, sondern beginnt als Prägstock den Rücken der Stiefmutter zu bearbeiten und hört nicht auf, bis sie dem armen Jungen das echte Tischtuch und die echte Ziege zurückgegeben hat.

Als älteste Überbleibsel der magyarischen Urreligion erwähnen die alten lateinischen Chroniken die Zauberer und beschuldigen die Anhänger des alten Glaubens der Zauberei, indem dieselben die Magier, Vogeldeuter und Pythonissen um sich versammeln und Dämonen beschwören sollen. Die Götter des Heidenglaubens hat man aus dem Gedächtniß des Volkes ausgerottet, aber der Glaube an die Teufel desselben ist erhalten geblieben.

In Ungarn ist es der berühmte Szegeediner Hexenproceß, in dem wir die ganze Schauermär der Phantasie eines abergläubischen Zeitalters so recht zum System zusammengefaßt finden: wie die Hexen sich dem Teufel zuschworen, wie sie mit ihm auf dem Blockberge tanzten u. s. w. Heute glaubt das kernmagyarische Volk an keine Hexen mehr.



Humor.

Keine Volksbeschreibung schildert Leben, Charakter, Gedankengang eines Volkes so gut, wie es sich selbst in seinen Anekdoten schildert. Jede Anekdote ist eine Studienfizzze, welche ein Individuum, eine Classe, ein Zeitalter und dessen Denkweise kennzeichnet, und aus diesen vermag der Zeitschilderer das ganze Bild zusammenzustellen. Die Anekdoten der einen Nation lassen sich in die Sprache der anderen übertragen, aber nicht umpflanzen, da die Gestalten darin sammt ihrer Denkart und ganzen Umgebung jeder Nation besonders angehören. Humor und Spaß wurden in alter Zeit durch die Hofnarren der Könige und Magnaten ausgeübt, es werden deren einige von der Überlieferung als hervorragend erwähnt, so die Narren des Königs Matthias, Michael Apaffis (Biró), des Wojwoden Stibor (Beczko).

Unsere ältesten Anekdoten handeln vom König Matthias. Auch Galeotti hat viele über ihn aufgezeichnet, noch mehr sind in der Volksüberlieferung vorhanden, und alle tragen den Stempel der Ursprünglichkeit und entsprechen dem Geschmack der betreffenden Zeit. Einige der Anekdoten von König Matthias seien hier erzählt als unzweifelhafte Producte des Volkshumors im XVI. Jahrhundert. Da wäre denn vor Allem „die Halbe von Czinkota“. Der Pfarrer von Czinkota entdeckt im Archiv der Kirche eine alte Urkunde,

kraft deren Andreas von Jerusalem diese Station zur Abtei erhebt. Er richtet also ein Gesuch an den König, der ihn auf Grund dessen zum Abt ernennen solle. Matthias ist just in scherzhafter Laune und schreibt auf die Rückseite der Bittschrift: „der Wunsch sei gewährt, wosfern der Pfarrer vorher folgende drei Fragen zu beantworten wisse: 1. Wo die Sonne aufstehe? 2. Wie viel der König werth sei? 3. Was der König sich denke?“ Nach drei Tagen solle er in der Burg zu Ofen erscheinen und die Fragen des Königs beantworten. Der fromme Pfarrer zerbricht sich jedoch vergebens den Kopf, er findet auf diese Fragen keine Antwort. Der Grund seiner Sorgen wird dem Kantor kund, der ihm vorschlägt, er selber wolle in der „Reverenda“ des Pfarrers hingehen vor das Angesicht des Königs und statt seiner die drei Fragen beantworten. Der Pfarrer läßt ihn sein Priestergewand anziehen und entsendet ihn an seiner Statt vor das königliche Antlitz. „Wohlan denn, wo steht die Sonne auf?“ fragt der König. „Eurer Majestät in Ofen, mir aber in Czinkota!“ ist die Antwort. Sie trifft das Richtige. Nun folgt aber die zweite Frage: „Was ist der König werth?“ Antwort: „Ei, wenn man meinen Herrn Jesus Christus um dreißig Silberlinge verkauft hat, so ist mein Herr König wohl seine neunundzwanzig Silberlinge werth.“ Auch dagegen läßt sich nichts einwenden. Wie stehts aber mit der dritten Frage: „Was denkt sich der König?“ „Ei nun, Seine Majestät denkt sich jetzt wohl, er spreche mit dem Pfarrer von Czinkota, und doch steht nur sein allerunterthänigster Knecht, der Kantor von Czinkota vor ihm.“ Dem König gefällt der Mann und er will ihn zum Abt ernennen. Der Kantor aber bedankt sich gar schön für die Ehre und bittet sich statt dessen aus, der König möge befehlen, daß in Czinkota die Halbe größer werde. „Wohlan denn, sie sei doppelt so groß wie bisher,“ befiehlt der König und sorgt auch dafür, daß die Zechen des Kantors im Wirthshause bezahlt werde. Und seither ist die Halbe in Czinkota noch immer doppelt so groß wie anderwärts; allerdings muß man dafür auch das Doppelte bezahlen.

Als Seitenstück dazu können die „drei Fragen“ dienen. Der König lustwandelte mit drei Bannerherren im Thale von Bisegrád. Sie erblickten einen alten Bauer, der eben mit vier Ochsen die harte Scholle pflügt. Der König spricht den Bauer an: „Na, Alter, ist das Ferne noch fern?“ „Ei, mein Herr König, nur noch bis zu den Hörnern meiner Ochsen.“ „Und wie viel sind denn Zweiunddreißig?“ „Ei, die sind nur noch Zwölf.“ „Aber darum könntest du doch wohl noch drei alte Geißböcke melken?“ „Ei freilich könnt ich das, wenn ich sie nur kriegte.“ Jeder der drei Herren, die den König begleiteten, hatte irgend ein Anliegen an ihn, der Eine strebte nach einem Amte, der Andere nach einer Donation. Da sagte ihnen der König: „Ihr sollt Alles haben, worum ihr bittet, wenn ihr mir den Sinn des soeben gehörten Zwiegesprächs erklären werdet.“ Das Räthselösen ist nie die starke Seite der großen Herren gewesen. Sie suchten, nachdem sie den König verlassen, den pflügenden Alten auf und drangen in ihn, daß er ihnen seine Worte erkläre. Gern,

erwiderte dieser, aber nicht umsonst. Sie bezahlten ihn mit Gold. Auch das wollte er erst bar auf seiner Hand sehen. „Nun denn,“ sagte er sodann, „mein erster Spruch bedeutet: solange ich jung war, lag das „Ferne“ für meine Augen am Sehkreis; jetzt aber sehe ich nur bis zu den Hörnern meiner Ochsen, dort ist schon das Ferne.“ — „Nun, und das Zweite: sind die Zweiunddreißig noch immer Zwölf?“ Auch dafür mußten die Herren im Vorhinein zahlen. „Das ist nämlich so: einst hatte ich zweiunddreißig Zähne, jetzt aber nur noch zwölf.“ Das hätten Jene wahrhaftig selbst errathen können. Nun folgt aber das schwierigste Räthsel: wie kann man drei alte Geißböcke melken? Dafür mußten die Herren gar bis an die Ellbogen in den Beutel greifen. „Wohlan denn, meine Herren,“ sagte der Bauer, „genau so, wie ich jetzt Eure Gnaden gemolken habe.“ Und steckte das Geld in seinen Gurtsack.

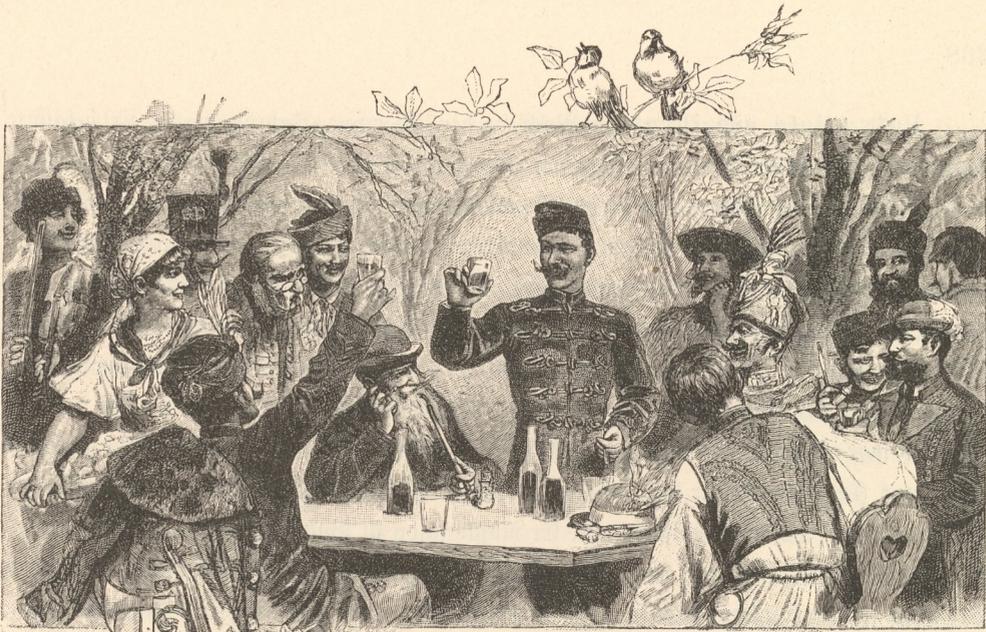
Der Anekdotenkreis des Königs Matthias bewegt sich meist um die Idee, daß der König den ins Elend gerathenen geringen Leuten auf Kosten der reichen Prahlhänse zu helfen sucht. Darauf bezieht sich noch die Anekdote vom „Ofener Hundemarkt“. Einem Schafhirten hatten türkische Freibeuter seine ganze Herde weggetrieben; nichts war ihm übrig geblieben als seine sechs Schäferhunde. Da faßte er sich ein Herz, wanderte hinauf nach Ofen, um seine Hunde dem Könige zu geben; dem sollten sie einstweilen seine Burg hüten, er aber gedachte in die „schwarze Schar“ einzutreten und so den Türken seine Schafe wieder abzunehmen. In Ofen angelangt, setzte er sich vorerst am Burgethor nieder mit seinen sechs Schäferhunden. Dem Könige erzählten seine Palastleute die Geschichte des armen Schafhirten, da schickte er alsogleich seine Hofherren hinab, damit sie dem armen Manne für gutes Geld seine Hunde abkaufen. Die vielen glänzenden, mächtigen Herren steigerten sich die Schäferhunde förmlich an den Hals und der beraubte Hirt kehrte mit vollem Beutel in sein Dorf zurück, wo er sich eine neue Herde kaufte. Dies erfuhr sein habgieriger Nachbar und dachte sich: wenn man in Ofen die Hunde so gut bezahlt, will ich eine ganze Hundeherde hinauftreiben und noch reicher werden, als ich jetzt bin. So kaufte er denn Alles zusammen, was in der ganzen Gegend an Haushunden, Schäferhunden, Jagdhunden zu haben war, und zog damit wohlgemuth hinan zur Ofener Burg. Dort aber ließ man ihn nicht ein, sondern jagte ihn mit seiner Hundearmee nach Hause, und seitdem ist das vielgebrauchte Sprichwort lebendig: „Nur einmal ist in Ofen Hundemarkt gewesen“.

Als die älteste Sammlung magyarischer Volksanekdoten mag eine im vorigen Jahrhundert erschienene gelten: „Világ Bencze nevetséges történeti“ (Lächerliche Geschichten von Benedikt Világ). Viel werthvoller als diese, weil durchaus originell, ist Anton Szirmay's „Hungaria in parabolis“, von der man auch als charakteristisch vermerken muß, daß der erzählende Text lateinisch und nur die Citate in magyarischer Sprache abgefaßt sind. Eine handschriftliche Sammlung gab es jedoch schon früher; man begann

sie im Jahre 1665 zusammenzuschreiben unter dem Titel der „Chronik von Csittvár“ (Csittvári krónika); eine merkwürdige Sammlung aller jener interessanten kleineren Daten, welche die große Geschichte aufzuzeichnen vergessen hat, größtentheils satirische Züge gegen die Mönchsorden, Höflinge und Magnaten, darunter auch denkwürdige Epigramme, Spottverse und politische Pasquille. Daher war dieses Werk vielen Verfolgungen ausgesetzt, es hat niemals die Druckerschwärze gesehen und ist nur schriftlich vervielfältigt worden; einzelne Bände davon finden sich noch jetzt in den Archiven ungarischer Familien. Bekannt war sie jedoch aller Welt, und wenn irgend ein besonderer Thorenstreich ruchbar wurde, pflegte man zu sagen: „Auch das gehört in die Chronik von Csittvár.“ In den letzten Jahrzehnten aber sind schon umfangreiche Sammlungen erschienen, von Vas Gereben, Kandib Hegedüs, Karl Hajnik und Maurus Fókai redigirt, und da finden wir aus tausend und aber tausend Mosaikstiftchen zusammengesetzt das Bild des magyarischen Volkslebens. Manche Anekdotenkreise zeichnen und coloriren ganze Epochen; die in der jüngsten Vergangenheit entstandenen wollen wir in thunlichster Kürze beleuchten, da ihre Repräsentanten schon größtentheils auf Nimmerwiederkehr verschwunden sind, während andere noch leben, aber nach ganz neuen Begriffen umgestaltet, wie dies z. B. ein Vergleich des ehemaligen und jetzigen Cortesführers erkennen läßt. Solche Gestalten sind der táblabiró, der patvarista und juratus, der insurgens, die Herren vom niederen Adel, die alten Frohnbauern, der légátus, die fahrenden Schauspieler, der peregrinus, der tógátus diák, der korthyondi pajtás (Zechbruder), dann der kántor, der Geistliche, der Husar, der obsitos, der Jäger und der arme Zigeuner.

Der táblabiró (Gerichtstafelbeisitzer). Dieses Wort umfaßt die Elemente der Rechtspflege und Verwaltung der ehemaligen Adelsperiode. Zum táblabiró wurden hervorragende Männer durch die Comitatsversammlung ernannt. Der táblabiró nahm an den Berathungen theil, gab den Abgeordneten Instructionen, hielt Reden in der Comitatsversammlung, stimmte bei Gericht, fungirte bei Exmissionen; er baute Straßen, regulirte Gewässer, stellte Rekruten, inspicierte Gefängnisse, verhörte Gefangene, verfolgte Räuber; er saß auf dem Herrenstuhl (herrschaftliches Gericht), er vollzog Grenzbegehungen, er protestirte, confirmirte, collaudirte, vidimirte, limitirte Fleisch, und erhielt für all das nicht die geringste Bezahlung. Es gab tüchtige, eifrige táblabiró, welche dem unbesoldeten Amte Zeit, Vermögen und Talent opferten; die meisten aber waren doch mehr für „kommoditás“ und für den Schlendrian.

Der táblabiró hat sich in früherer Zeit manches Verdienst um Ungarn erworben; gab es irgend eine gemeinsame Noth, Überschwemmung, Seuchen, Mißwachs, so war er die unmittelbare Vorsehung des Volkes; er kämpfte für die nationale Existenz; er verwaltete die öffentlichen Angelegenheiten mit Weisheit, wenig Geld und viel Ehre; er



Magyarische Volkstypen.



sprach Recht, schützte die alte Sitte, pflegte Religion und Wissenschaft; er war eine ganze Classe, welche lange Zeit hindurch das ganze schreibende und lesende Publicum ausmachte.

Jetzt ruht die alte táblabiró-Welt auf ihren Lorbeeren aus und nur in den aufbewahrten Anekdoten leben noch scherzhafte Beiträge zu seinem Gedächtnißbild. — Eine Anekdote charakterisirt die táblabiró-Welt folgender-

maßen: als der Reichstag das Gesetz über die erste Budapester Kettenbrücke inartikulirte, widersprach ein táblabiró mit den Worten: „wozu denn das noch für diese Spanne Zeit?“. Der Redner war nämlich schon alt und meinte mit jener „Spanne Zeit“ seine eigene Lebensdauer.

Bei derselben Gelegenheit meinte ein Bannerherr, daß er, sobald jene Kettenbrücke zustande gekommen, nur noch im Rahn von Pest nach Ofen übersetzen werde, da er durchaus keine Brücke betrete, wo selbst der Edelmann Brückenzoll entrichten müsse. Hierher gehören auch die Anekdoten über einzelne große Männer, wie Stefan Széchenyi, Franz Deák, dann die über berühmte komische Figuren, z. B. was alles über die Abenteuer vom Székely Kapitány und Józsa Gyuri erzählt wird und zahlreich in unseren Sammlungen vorkommt, natürlich nicht ohne manches Unterschießel, was Franz Deák selbst am besten mit den Worten kennzeichnet: „mit den Franz Deák-Anekdoten geht es mir wie mit der Franz Deák-Gasse. Die ganze Gasse gehört mir, von ihren Häusern aber kein einziges. Und auch das Franz Deák-Bitterwasser mache ich nicht und trinke ich nicht“.

Patvarista und juratus. Noch in den Vierziger-Jahren waren sie bekannte Typen des öffentlichen Lebens in Ungarn. Der patvarista ist Rechtspraktikant, irgendwo in der Provinz, bei einem namhaften Advokaten oder Vicegespan, für den er Proceßacten copirt und mundirt. (Non est bonus patvarista, qui non est bonus vakarista; vakarni bedeutet fragen, Fehler ausradiren.) Daneben führte er noch die Aufsicht über den Keller, hatte die Gänse und Puter zu tranchiren, den Tabak zu schneiden, auf Hausbällen den Tanz zu arrangiren, den Principal zu den herrschaftlichen Gerichtssitzungen zu begleiten, und bei alledem sollte er sich auch noch für die Censur vorbereiten. Der juratus dagegen war schon eine dignitas, mit seinem vollen Titel: „juratus tabulae regiae notarius“ (beeideter Notar der königlichen Tafel). Er trug schon Säbel, kucsma (Mütze), Attilarock, enge Hosen, Quastenschuhe. Er mußte schon in Budapest, oder zur Reichstagszeit in Preßburg wohnen, bei einem Assessor der königlichen Tafel, beim königlichen Personal oder tabularis fiscalis „practiciren“. Er hatte das Recht, als Zuhörer in den geschlossenen Sitzungen der Curie anwesend zu sein. Sein Vorrecht war, zu admoniren, zu inhibiren, zu evociren und zu citiren, und sein Zeugniß besaß so viel Rechtskraft als das des Stuhlrichters und seines Geschwornen zusammengenommen. Innerhalb eines Jahres hatte er die Censur abzulegen, erhielt in seinem Diplom ein „praeclarum“ oder „laudabile“ oder „sufficiens“ und zahlte dafür einen Ducaten. „Er hat seinen Ducaten zurückbekommen“, das bedeutete: er ist „rejeirt“ (geworfen) worden. „Sufficiens“ war ein schlechter „calculus“. Der königliche Personal Szerencsy tröstete einst einen jungen Advokaten wegen des bei der Censur erhaltenen „sufficiens“ mit den Worten: „Mach' dir nichts draus, Brüderchen, auch ich hab' ein sufficiens bekommen“. Auf dem Reichstage bildeten diese Personen die Galerie, außerhalb des Saales aber die öffentliche Meinung. Dort bethätigten sie sich durch lauten Ausdruck ihres Beifalls oder Mißfallens, hier durch öffentliche Debatten und Raßennusiken. Ehemals schrieben sie auch die Reichstagsberichte und ersetzten die freie Presse. Mehrere ihrer Raßennusiken sind berühmt geworden, z. B. eine, die sie in Preßburg dem Oberststallmeister brachten, der es aber leugnete, mit der Versicherung, gar nichts gehört zu haben. Eine andere große Raßennusik in Budapest bewog den Personal, eine große Inquisition gegen sie einzuleiten. Die vernommenen Juraten hatten sich jedoch als rechte Spaßvögel verabredet, auf die Frage nach dem Veranstalter der Demonstration einstimmig einen hervorragenden Kirchenfürsten zu nennen, so daß man die Untersuchung niederschlagen mußte. Zahllose Anekdoten sind über ihre Streiche in Umlauf, und seinerzeit gab es ein sehr gangbares Lied, das beide Classen zusammenfaßte:

„Ach, welch' schönes Wort, das Wort Jurist!
Ach, schon fühlt das Mädchen sich geküßt:

Doch noch schöner ist das Wort Jurat!
Tusch geblajen! Tusch! Und hoch! Vivat!“

Das glänzende Bild hatte aber auch seine Schattenseite. Manche, die jene Titel trugen, dienten als Urbilder der Lieberlichkeit und der schlimmen Streiche, und es ist vorgekommen, daß die (als grob verrufenen) Pester Fiaker, wenn sie untereinander zankten, sich als Schimpfwort „Du Jurat!“ zuriefen. So Mancher ist auch infolge häufiger Rejection in dieser Stellung grau geworden, bis ihm endlich ein Diplom zufließt, und auf diese Sorte ist das Räthsel gemacht worden: „Was wird aus dem alten juratus?“ — „Ein junger prókátor (Advokat)“.

Der kortes. Das Wort „kortes“, welches jetzt gang und gäbe ist, stammt aus dem Jahre 1821, als die wohlhabenden Wähler im Nógráder Comitat den dortigen Vicegespan unter allerlei Wahl-Schabernack zu Fall brachten. Just zu jener Zeit wurden die spanischen „Cortes“ berühmt. Die „aulici“ spotteten den niederen Adel „kortes“ und das ist der Ursprung des jetzt im ganzen Lande gültigen Begriffes und Wortes. Die Vorbereitung und Durchführung der früheren adeligen Ablegatenwahl und „Restauration“ gestaltete sich ganz anders als die jetzigen Abgeordnetenwahlen. Damals wählte nur der Adel und das Recht war an keinen Censur geknüpft. Von letzterem konnte auch gar keine Rede sein, da der Edelmann keine Steuer zahlte, und daher konnten sich in die Schar der Wähler gar sonderbare Figuren hineinmengen. Eine solche feierliche Handlung ließ einst den Adel eines Bezirkes im Comitate Soudso der Hauptstadt zufließen. Vor der Stadt hieß der weitberühmte Kortessführer den ganzen Zug Halt machen, gerade am Fuße des Galgens, bestieg allda ein leeres Faß und hielt von dieser Tribüne herab folgende Ansprache: „Wohlgeborene Landstände! Siehe, an dieser heiligen Stätte, in deren Schatten die Gebeine so manches Vorfahren der wohlgeborenen Landstände ruhen, fühle ich mich gedrungen, die wenigen Worte auszusprechen, welche mein Herz bedrücken. Es ist den wohlgeborenen Landständen bekannt, wie groß und edel die Rechte sind, zu deren Ausübung wir uns allhier versammelt haben; es ist ihnen aber auch bekannt, daß diese heiligen Rechte nur so lange geachtet sein können, als sie nicht von unreinen Händen angetastet werden. Nicht als ob ich in den moralischen Charakter der wohlgeborenen Landstände einen Zweifel setzen würde, aber dennoch, sintemalen es eine alltägliche Sache ist, daß der Mensch auch dort, wo er es nicht will, zu Falle kommt, fordere ich die wohlgeborenen Landstände insgesammt und einzeln auf, daß, insofern sie sich unter ihnen ein Individuum befinden möchte, welches eine unwiderstehliche Neigung in sich verspürt, das Pferd oder den Ochsen seines Nächsten sich anzueignen, dasselbe, weil noch Zeit dazu, in sich gehen und sich von uns absondern und dieses heilige Nationalfest nicht beflecken möge.“ Auf welches hin in der That zwei Bursche aus der Gegend von X sich aus der Schar sonderten und ohne Weiteres den Weg in ihre Heimat antraten. . . . Ohne Trunk sind natürlich auch die früheren Wahlen nicht vor sich gegangen und gar manche Familie von

ansehnlichem Besitz hat ihr Vermögen eingebüßt, weil ihr Oberhaupt den Ehrgeiz hegte, Vicegespan oder Ablegat zu werden. Es kamen auch kortes vor, welche den Wein beider streitenden Parteien tranken; diese nannte man „két kulacsos“ (Leute mit zwei Geldflaschen). Anderseits ist es aber auch vorgekommen, daß eine adelige Gemeinde um das empfangene Bestechungsgeld einen Zuchtstier kaufte, diesem den Namen des Bestechers beilegte und bei der Restauration gegen den Geldgeber stimmte. Der politische Kampf artete manchmal dermaßen aus, daß sogar die beiderseitigen Wahlversammlungsorte (tanya) angezündet wurden. Das ist aber lange her.

Der Pfingstkönig. Am Tage der „rothen“ Pfingsten versammeln sich auf dem „Hause des Dorfes“ (Rathhaus) die Ältesten der Ortschaft, wie es sich nach beendetem Gottesdienste ziemt, und pflegen Rath über die vorzunehmende Wahl des Pfingstkönigs. Draußen knallen mittlerweile junge Bursche hoch zu Ross mit den Peitschen und treiben allerlei Scherz untereinander. Wenn dann die Herren von der Obrigkeit da innen das bauchige Tintenfaß schier leer geschrieben haben, erscheint der gestrenge Herr Kleinrichter, eine große rothseidene Fahne in der Hand, einen mächtigen Brautführerstrauß seitwärts an der Mütze, und gibt ein Zeichen, worauf die braune Musikbande, die sich im Hausflur niedergelassen, ihre schönste Weise anstimmt, von der sogar die Pferde sammt und sonders zu tanzen und zu hüpfen beginnen. Die Bursche drücken sich die Mütze fester auf den Kopf, stemmen sich noch strammer im Bügel, und jetzt heißt es: heut' sind rothe Pfingsten, heut' soll sich's zeigen, „wer im Dorfe der Bursch' ist“. Spiel' einen Marsch! herrscht man dem Zigeuner zu. Der Klarinettenbläser hält sein Werkzeug dem Herrn Kleinrichter dicht ans Ohr, um ihn von seiner guten Absicht zu überzeugen, worüber dem Wackeren fast das Trommelfell platzt. Der Klang der Musik lockt die ganze Bevölkerung in dichten Scharen aufs Feld hinaus, die Einen zu Fuß, die Anderen zu Wagen, dort besetzen sie den ganzen Acker, zu zehn und zwanzig auf einem Fuhrwerk, das jüngste Völkchen erklettert die Bäume und schaut von da oben, wie von einer Galerie, dem nahenden Festzug entgegen, den es den Untenstehenden mit lautem Geschrei ankündigt: „Da kommen sie schon! Da kommen sie schon!“ . . . Freilich kommen sie! Voran schreitet der Herr Kleinrichter. Der liebe Gott hat ihm diesmal wohl gewollt und ihm ein Pferd zum Aufsitzen verschafft; wie fängt er es nur an, daß er sich mit der rothen Pfingstfahne nicht die eigenen Augen aussticht? Hinter ihm drein die Zigeunerbande, auf einem langen Streifwagen aufgereiht; der „primás“ (Prinzeiger) steht aufrecht im Wagen und streicht die Fiedel so gewaltig, daß er mit dem Bogen schier allen seinen Genossen die Mütze vom Kopfe schlägt; den Trompeter schilt der Kutscher in einemfort, weil er ihm just ins Ohr hineintrompetet; hinten im Schragen sitzt rothhosig der Baßgeiger und zetert auf die Meßgergesellen los, aus Angst vor den Hörnern des Jarren, den sie allzudicht hinter ihm her führen. Zur Unter-

haltung gehört nämlich auch ein guter Imbiß, man wird also einen Ochsen braten. Dort auf dem anderen Streifwagen steht der gewaltige Kochkessel und liegen aufgeschichtet die schmackhaften Brodwecken, auf welche die ermüdeten Burſche nach gethaner Arbeit losgehen können, und damit es an gar nichts fehle, steht auch das Weinfäß da, ein volles Zehneimerfaß, und darauf ſitzen zwei ſchmucke Dirnchen mit grünglaſirten Krügen, in denen ſie den Wein ausſchenken werden. In ſchöner Ordnung folgen ſodann die berittenen Burſche, zu vieren gereiht, jeder voll Vertrauen auf ſich und ſein Kößlein, dem er die Mähne ſtreichelt und das er vor jedem Fenſter, aus dem ein hübsches Mädchen guckt, Männchen machen läßt. Die ehrenwerthe Obrigkeit beſchließt den Zug, an ihrer Spitze die Chaiſe des Herrn Hofrichters, zu dem auch der hochwürdige Herr eingestiegen iſt.

Auf den Anger hinausgelangt, reitet der Herr Kleinrichter, die rothe Fahne ſchwingend, zum Grenzhügel hin, wo er dieſelbe aufpflanzt; die berittenen Burſche aber werden alle in Reih und Glied aufgeſtellt. Der Herr Richter kanzelt ſie gleich im vorhinein gehörig ab, damit ſie nicht etwa vom Pferde fallen oder aneinanderstoßen möchten, und damit ſie der Ortſchaft zur Ehre gereichen und nicht vielleicht gar ein Fremdling ihnen das Pfingſtkönigthum wegschnappe. Und ſo gibt er nunmehr dem Meiſter Schmied das Zeichen; der iſt ein ausgedienter Soldat und verſteht ſich trefflich aufs Kanoniren. Nicht weniger als drei Mörſer ſtehen ins Erdreich eingegraben da, jeder einen Holzkeil feſt im Maule. Meiſter Schmied klemmt ein Stück glimmenden Zunders ins Ende eines langen Schilfrohres und kriecht damit platt auf dem Bauche an den äußerſten Mörſer heran, ſo nahe, daß er deſſen Zündloch eben noch mit der Spitze des Rohres erreichen kann, worauf das großmäulige Eiſen richtig ein lautes Paß von ſich gibt. Das Weibsvolk hält ſich kreisend die Ohren zu und die Kinderſchar läuft dem herausgeſchossenen Pfropfen nach, den ſie durchaus finden will. Auch der zweite Schuß erdröhut, und bald auch der dritte, da beginnen ſämmtliche Reiter dem aufgepflanzten Ziele zuzuſprengen. Eine ganze Weile ſieht man gar nichts von ihnen wegen des beträchtlichen Staubes, den ſie aufwirbeln; aber ein munteres Lüftchen ſchlägt den Staub bei Seite und nun erblickt man die Schar der Wettreiter. Schon ſind ſie arg durcheinander, der Eine voraus, der Andere in die Hinterhut gerathen, Den hat ſein Roß abſeits geführt und er wird nun haß ausgelacht, Jener kann nicht weiter, weil ſein Renner mitten in der Bahn Halt gemacht hat und mit ihm in die Runde tanzt; die Übrigen aber ſprengen flott dahin. Fünf oder Sechs haben ſich ſchon aus der Menge herausgelöst, die Beine der Koſſe ſcheinen kaum den Boden zu treffen; ſie ſcheinen zu fliegen und die flatternde mente (Umhängjacke) gleicht Flügeln, die den Reiter durch die Luft vorwärts treiben. Gegen das Ende der Rennbahn ſchießen endlich zwei Reiter allen voraus: ein Schimmel und ein Rappe. Der Schimmel gewinnt! Der Rappe gewinnt! heißt es da und dort; um eine Maß Wein, wer's nicht glaubt! Noch ein

Saß, noch ein Kniedruck, und der Eine ist vor dem Anderen am Ziele. Der Schimmel ist's. Aber nur um eine Kopflänge früher hat er die rothe Fahne erreicht.

Die Reiter kehren zurück und stellen sich wieder in die Reihe; auf den dritten Schuß beginnt ein neues Rennen. Der Reiter des Rappen lächelt nur so in sich hinein und läßt dem Rosse seines Mitbewerbers sogar ein paar Klafter Vorsprung. Dann aber gibt auch er dem Rappen die Sporen, läßt Alles hinter sich, und ist bald Seite an Seite mit dem Schimmel. Sie laufen beide gleich gut. Rosse und Reiter sind von gutem Schlag. Keiner gibt dem Anderen nach. Die ganze Volksmenge ruft ihnen brausend nach: Laß nicht aus, Schimmel! Laß nicht aus, Rapp! Drück' zu, Janosi! Drück' zu, Misika! Und jetzt ist der Rappe um einen Kopf früher am Pfosten. Der Richter könnte schon füglich sein Urtheil fällen. Nur gemacht, mein Herr Richter, noch einen Lauf gilt's, um's Leben. Der soll's krönen. Wer jetzt gewinnt, der ist Pfingstkönig.

Das dritte Mal laufen nur die beiden Sieger der früheren Rennen, die Anderen stehen bei Seite. Den Rappen hat sein Reiter bis jetzt noch mit keinem Schlag berührt, seine kurzstielige Peitsche hängt auch jetzt am Halse des Pferdes; aber ein geschmeidiges Weidenrütchen schneidet er sich nun ab und gibt seinem Pferde beim Abgehen zwei Streiche. Von dieser Berührung wild geworden, greift das Roß aus wie ein wüthender Sturmwind, weit hinter ihm zurück bleibt der Schimmel, der siegreiche Bursche wendet mitten im Vorwärtsrasen das Antlitz nach dem hinter sich gelassenen Partner zurück, als wollte er ihn fragen: „Wo bist du denn geblieben, mein Knechtlein?“ Die ganze Volksmenge bricht in Händeklatschen aus. Dem triumphirenden Reiter des Rappen windet man einen Kranz um den Hut, aus Blumen und langen Trauerweidenzweigen, er ist der Pfingstkönig, er führt beim Abendtanz den Reigen. Ein ganzes Jahr lang heißen sie ihn den Pfingstkönig. Und man glaube nicht etwa, daß dies ein leerer Titel sei. Gar bedeutende Vorrechte sind damit verknüpft. Der Pfingstkönig ist ein Jahr lang zu allen Hochzeiten, Festlichkeiten und Unterhaltungen geladen; seine Genossen sind gehalten, ihm Pferd und Vieh zu hüten, und sollte er vielleicht irgend ein kleines Vergehen zu büßen haben, so darf er nicht körperlich gestraft werden. Ein solcher Herr ist der Pfingstkönig ein volles Jahr hindurch. Dann freilich hat das Pfingstkönigthum ein Ende, wenn nicht vielleicht wiederum der Rappe Sieger im Pfingstrennen wird.

Der insurgens. Diesen Namen führte der adelige Landsturmmann, der an den ersten Napoleonischen Feldzügen theilgenommen hatte. Auch in ihm war die alte Tapferkeit lebendig; mannhaft schlug er sich in einzelnen Trupps, regimenterweise kämpfte er bei Wagram und Aspern, seine Bewaffnung jedoch war die dürtigste von der Welt. Unter Anderem ließ das oberste Kriegscommando den berittenen Insurgenten Bajonnette zutheilen. Als nach der Niederlage bei Raab die zersprengten Scharen sich auf Ofen

zurückzogen, wollte General Alvinczy sie aufhalten. Da tritt ein alter Edelmann vor ihn hin und fragt ihn: „Seid Ihr jener Alvinczy?“ Und mit diesen Worten zieht er unter dem Mantel das Gewehr hervor, mit dem man ihn in die Schlacht geschickt hat; es hatte weder Drücker noch Hahn. „Möchtet Ihr Euch nicht dieses Gewehr braten?“ (ein höhnischer Ausdruck der Volkssprache). Und noch heutigen Tages, wenn der Ungar Einem eine Grobheit sagen will, aber so, daß dieselbe doch nicht ausgesprochen sei, fragt er ihn nur: „Seid Ihr jener Alvinczy?“

Der Husar. Wie stolz der magyarische Husar auf seine Stellung ist, das mag er selbst uns sagen. Beim Quartiermachen gerathen Corporal und Ortsrichter aneinander, denn dieser hält sich für den ersten Mann im Dorfe. „Hört einmal, Ihr da! Der Erste auf dieser Welt ist der Herrgott, dann kommt der König, dann kommt der Husar, dann kommt das Pferd des Husaren, dann kommt das Hufeisen des Pferdes des Husaren, dann kommt gar Nichts, dann kommt ein zerrissenes, kothiges Paar Stiefel, dann erst kommt Ihr, Richter, in diesen Stiefeln drin.“ — Seine Kampfweise zu charakterisiren, ist Folgendes geeignet. Der Corporal lehrt den Rekruten die „sechs Hiebe“. Dieser möchte gern wissen: „Wie geht denn dann die Bertheidigung?“ „Das geht dich nichts an,“ donnert ihn der Drillmeister an, „du hast nur dreinzuhauen; pariren mag der Feind!“

Sein Selbstvertrauen prägt sich in dem Stoßseufzer aus, den einst ein Husar in dem Augenblick vor der Attaque gen Himmel sandte: „Na jetzt, mein Herrgott da droben, hilf nur weder mir, noch dem Feind. Schau du nur zu, was der Husar thun wird.“ (Und daß dies kein leeres Gerede ist, dafür sei statt vieler Beispiele nur die Heldenthat von Alm angeführt, wo eine Schwadron Husaren den von den Franzosen völlig umringten Oberbefehlshaber, Erzherzog Johann, aus der ganzen feindlichen Armee herausgehauen hat. Von der ganzen Schwadron blieben nur sechs Mann übrig, aber den Feldherrn haben sie freigemacht.)

Die verbunkos. So hießen ehemals die Werber, welche eine typische Erscheinung im magyarischen Volksleben bildeten. Zehn oder zwölf blank herausgewichste Husaren, mit Säbeltasche, Carabinerriemen, den Federbusch auf dem Csákó, stellten sich mitten ins Volksgewühl des Marktplazes hin und bildeten einen Kreis. Jeder hatte eine Weinflasche in der Hand, Zigeuner spielten auf, und so tanzten sie den stolzen, männlichen lejtös (Gleitschritt), den man auf Bällen „verbunkos“ (Werbertanz) nannte. Die Burtsche drängten sich heran, um zuzusehen; bald waren da die soldatisch Gewachsenen erspäht, in den Tanzkreis gelockt und durch Zureden und Prahlerei soweit gebracht, daß sie dem Zutrunf Bescheid thaten, „Parole gaben“ und im Handumdrehen statt ihrer Mütze den Csákó eines Husaren aufhatten. Da waren sie denn auch schon zu Soldaten angeworben; doch ging das Lied meistens so: „Hei, wie hat man mich da rasch betrogen; als Husar

trat ich ein, als Infant'rist komm ich gezogen“. Vom berühmten Componisten Bihari gab es ein Werberlied, das man „Dreißig-Mann-Lied“ nannte, weil bei einer solchen Werbung unter den Klängen dieser Weise an einem einzigen Nachmittag so viele Bursche sich anwerben ließen, daß das ganze Debrecziner Contingent von dreißig Rekruten gedeckt war. Wurde aber die Zahl auf diese Art nicht voll, dann zog die Obrigkeit mit Heugabeln und Stricken umher, die militärtauglichen Bursche zusammenzufangen, wie das auch im Volkslied verewigt ist:

„Werbung ist bei uns jetzt; werben mit dem Strick, Werfen ihn dem armen Burschen um's Genick.	Hat der Reiche fünf, sechs Söhne, — sie sind frei; Hat der Arme einen einz'gen, — mir herbei!“
--------------------------------------------------------------------------------------------------	---------------------------------------------------------------------------------------------------

Aus solchen mit Gewalt zum Militär gepreßten Burschen wurden später, wenn sie desertirten, die „armen Bursche“ (szegény legények), die Puzztenräuber, die der ganzen Gesellschaft die Stirne boten und das Volksleben mit der Romantik eines weitberufenen Abenteuerthums befruchteten, so daß sie lange Zeit eine wahre Specialität unter den typischen Gestalten Ungarns bildeten. Später wurde die Werbung mittelst „Handgeldes“ betrieben; die Angeworbenen erhielten zwanzig oder dreißig Gulden und verpflichteten sich dafür, zehn Jahre zu dienen.

Der obsitos. Eine originelle Gestalt ist auch der heimgekehrte obsitos (verabschiedete Soldat; obsit = Abschied) mit seinen unerhörten Aufschneidereien: wie er bis ans Ende der Welt gereist, wo er die Beine ins Nichts hinunterstulpen ließ, und wie nur „ein Bauernhaar dazu gefehlt“, daß er den feindlichen Oberfeldherrn zum Gefangenen gemacht. Auch des Königs Majestät stattet er seinen Besuch ab und spricht mit der Königin, als diese gerade in der Küche mit einem silbernen Rudelwaffer den goldenen Teig walkt. Von unseren Dichtern haben Johann Garay in seinem „Obsitos“ und Petöfi in seinem „János vitéz“ (Held János) diese volkstümliche Gestalt verewigt, welche aber auch bei unseren Dramatikern oftmals auftritt.

Jagd-Anekdoten. Auch in der Jagd findet sich eine unererschöpfliche Quelle des Humors, der es in Übertreibungen dem „Baron de Maux“ (Münchhausen) fortwährend gleichthut. Auf diesem Gebiete halten wir Bernát Gazsi's (Kasper Bernát) Jagd-Anekdote für die originellste. Ein Landedelmann wäre gern auf die Hasenjagd gegangen, sein gutes Windspiel, das preisgekrönt, war jedoch schon blind und daher untauglich. „Thut nichts“, sagte Gazsi, da ist das Möpslein der gnädigen Frau, das hat gute Augen; das Möpslein binden wir auf dem Rücken des Windspiels fest, es wird den Hasen erblicken und das Windspiel wird ihn fangen.“ Und so jagten sie bis Sonnenuntergang mit bestem Erfolg.

Außerdem haben auch einzelne Gegenden ihren Anekdotenkreis, so die Palóczen, die Székler, und auch die Zigeuner sind hieher zu rechnen, ein Volksstamm, dessen Denkweise sich so mit dem Humor des magyarischen Volkes verquickt hat, daß er mit seinen Späßen

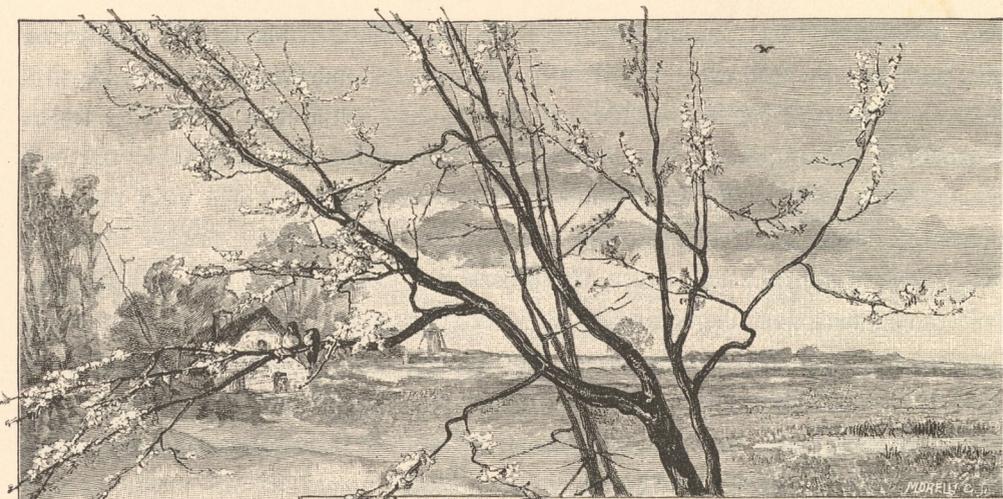
und Sonderbarkeiten sozusagen dessen Salz und Pfeffer bildet. Der immer arme, aber gutgelaunte magyarisches Zigeuner und die Purzelbäume seines Glucks, das Nützige seiner Zerlumptheit, seine mit Hohn vermischte Unterwürfigkeit, seine Unersehöpflichkeit im Spitzfindigen, die Schlaueit seiner Einfälle, spielen stark hinein ins magyarisches Volksleben. „Der Zigeuner mag das Pflügen nicht.“ „Nicht so schlägt man den Zigeuner.“ „Er lobt ihn, wie der Zigeuner sein Pferd.“ Das sind alte Sprichwörter. Als einst der Zigeuner sein Pferd verkaufte, machte er den Käufer darauf aufmerksam, daß es wahrlich gar keinen Fehler habe, höchstens den, daß es „keine Sternkunderei treibe, kein Eisen kaue und auf keinen Baum klettere“. Erst als Jener das Pferd schon nach Hause führen wollte, bemerkte er, daß es blind war (daher keine Sternkunderei trieb), daß es kein Gebiß ins Maul nahm (also kein Eisen kaute), und daß es, bei einer Brücke angelangt, durchaus nicht hinüber wollte (also keinen Baum, das heißt kein Holz erkletterte).

Bemerkenswerthe Zeugnisse des magyarisches Volkshumors sind noch die Sprichwörter, welche mit ihren blumigen Arabesken denen der orientalischen Völker, der Türken und Perser gleichen; wir wollen sie im Zusammenhang mit den Volksliedern behandeln; doch unterscheiden sie sich von ihnen durch ihre spöttischen Ausdrücke. Der kritische Sinn, der freie Geist macht sie schon dem europäischen Westen verwandt.

Die Äußerungen des nämlichen Humors finden wir in den Volksgebräuchen und Volksmärchen. Eines der letzteren, das ich noch als kleines Kind erzählen gehört, erregt Aufmerksamkeit durch seine naive Phantasie, welche durchaus national und in jedem einzelnen Einfall urwüchsig ist und sich dabei mit der des deutschen Eulenspiegel parallel entwickelt hat. Das ist das Märchen vom Csálóka Péter (Trug-Peter), der den leichtgläubigen Leuten hundert Possen spielt. Er verkauft seine Mütze um theures Geld an weindurstige Bursche, da sie angeblich die Zauberkräft besitze, daß man sie nur auf den Tisch hinzuhauen brauche, damit die ganze Zeche bezahlt sei. Wie sie dann bemerken, daß sie gefoppt sind, und über ihn herfallen, beredet er sie, vorher noch eine dem Sturze nahe Pappel zu heben. Bald weiß er ihnen ein Pferd unter dem Sitz hervor abzuschwätzen, bald einen Stiefel vom Fuß herunter, indem er sich die frierenden Füße am Mondlicht wärmt. Da binden sie ihn in einen Sack, um ihn ins Wasser zu werfen, aber selbst im Sack weiß er noch einen Metzger, der des Weges kommt, dranzukriegen mit dem Geschrei: „Ich will nicht in Liptó Vicegespan werden!“ — was Jenen glauben macht, man wolle da Einen gewaltsam mit dieser Würde bekleiden, und ihn verführt, mit ihm den Platz zu tauschen, worauf der Metzger ins Wasser geworfen wird. Csálóka Péter sucht mittlerweile mit den Ochsen desselben das Weite. Seine Verfolger holen ihn wieder ein, da stellt er die Ochsen an den Rand des Wassers und treibt Jene an, ins Wasser zu springen, das die Gestalten der Ochsen wieder spiegelt; auch er, sagt er, habe die seinigen da herausgeholt. Dabei gehen

jene unter. Esalóka Péter löst ein gutes Stück Geld für die Ochsen, und während er es zählt, kommt ein Hochzeitszug des Weges. Da macht er den Hochzeitsleuten weis, er habe das Geld aus einem Brunnen geschöpft, und sagt ihnen, wo der Brunnen sich befindet. Sie laufen alle spornstreichs hin und die Braut bleibt allein zurück. Esalóka Péter beredet diese, seine Frau zu werden, übergibt ihr sein Geld und schickt sie zu sich nach Hause. Er selbst tauscht mit ihr die Kleider und bleibt dort, um den Bräutigam zu erwarten. In der Hochzeitsnacht aber, deren Schauplatz der Heuboden ist, schmuggelt er einen großen Ziegenbock auf seinen Platz neben den Bräutigam hin, was diesen in große Bedrängniß versetzt. In einemfort fragt er die auf dem Boden schlafende Mutter: „Frau Mutter, habt ihr denn auch zwei Hörner gehabt, als ihr Braut waret?“ — „Dein Vater hat welche gehabt, du wirst auch welche haben; schlaf' in Frieden!“ Esalóka Péter versteckt sich unterdessen in einem Bienenkorb. Das Hochzeitsvolf will Honigwein trinken und kommt heran, Honig zu stehlen. Just an den Korb machen sie sich, in welchem Esalóka Péter steckt, und dieser hegt sie dermaßen durcheinander, daß sie sich zuletzt durchprügeln; er aber entwischt nach Hause zur Braut und lebt dann in Freuden weiter.

Im Laufe der Zeit veralten ganze Anekdotenkreise, die ehemals allbekannt gewesen. Verschwunden ist aus dem Studentenleben jener Humor, der sich aus der Umgehung der klösterlichen Clausur und aus der patriarchalischen Gemüthlichkeit der „Legations“-Fahrten entwickelte, es gibt keine „Karakán“-Bursche mehr, sogar die technischen Ausdrücke des „Collegiums“ sind in Vergessenheit gerathen; verschwunden ist das Debrecziner „Maschinenstenthum“; sogar der große Stock und der kleine Stock, an die sich so viele Anekdoten knüpfen, sind nur noch unter den Alterthümern des Museums zu sehen, obgleich es noch heutigen Tags einzelne „Scythen“ gibt, welche dieselben mit ausgestrecktem Arm zu heben und um den Kopf zu schwingen im Stande sind. Ehedem waren sie die Abzeichen, mittelst deren sich die Feuerwehr freie Bahn schaffte. Es gibt keine „Mendikanten“ (Bettelstudenten) mehr, an die sich so viel cynischer Humor knüpft. Die Classe der Juraten vermehrt nicht mehr, wie eine kurze Zeit hindurch geschehen, die privilegirten Licht- und Schattenbilder der jungen Generation; es gibt keinen „verbunkos“, der mit Hilfe seiner drastischen Einfälle auf dem Marktplatz die Mannschafft anwirbt. Erloschen ist die privilegirte Macht des Adels sammt den alten Restaurations-Kunststückchen (an deren Stelle freilich andere getreten sind), die Sorte der Döbrögis läßt nicht mehr ihr gebieterisches Wort erschallen und dictirt dem Bauer keine Fünfundzwanzig mehr; die Sonderlinge nach Fózsa Gyuri'scher Schablone finden heute keine Welt vor, in die sie hineinpassen, und dem wildromantischen „Armen-Burschenthum“ und den mit ihm verbundenen „Bethären“-Anekdoten hat die Einrichtung der Gendarmerie ein Ende gemacht; der magyarische Volkshumor jedoch ist trotz alledem erhalten geblieben und findet neue Stoffe in der neuen Zeit.



Die magyarische Volksdichtung.

Über das magyarische Volkslied gibt es schon eine ganze Literatur. Die älteren gedruckten und geschriebenen Sammlungen hat in den Vierziger-Jahren Johann Erdélyi im Auftrage der Kisfaludy-Gesellschaft zu drei stattlichen Bänden zusammengestellt, deren erster in dreizehn Bücher getheilt ist, mit Liebesliedern, Hochzeitsgedichten, Trinkliedern, Räuber- und Pusztenliedern, Spottliedern, andächtigen Gesängen und Trauergedichten; dann folgen heilige Lieder und Weihnachtsgesänge; dann geschichtliche Nationallieder; Soldatenlieder, Kriegslieder, Romanzen und Volksballaden, Spiel- und Kinderlieder, schließlich Csángó-Lieder; der zweite und dritte Band erweitern diese nämlichen Gattungen und fügen die Székler Volkslieder hinzu, von welch letzteren jedoch Johann Kriza in seinem Werke „Vad rózsák“ (wilde Rosen) eine weit reichere Sammlung veröffentlichte. Später hat die Kisfaludy-Gesellschaft das Sammeln der Volkslieder neuerdings aufgenommen unter der Redaction von Paul Gyulai

und Ladislaus Arany, welche die obigen Gattungen durch frische Ernten bereicherten, aber auch um neue Abarten, z. B. die Weihnachtsmysterien und Dreikönigsspiele, Marien- und Christusfagen, die Tanzsprüche und Ammenreime vermehrten; auch diese letztere Sammlung beläuft sich auf drei starke Bände. Die gelehrten Autoren haben alle diese Sammlungen durch werthvolle Abhandlungen erläutert, indem sie aus mehr als zweitausend Beiträgen zur Volkspoesie nicht nur ein Bild zusammenstellen, welches das jetzige magyarische Volksleben nach Sitten, Gemüthsart und Gedankengang treu wieder spiegelt, sondern auch noch einen Lichtschein gewinnen, der in die geschichtliche Vergangenheit zurückleuchtet. Alle diese Sammlungen, denen sich noch viele kleinere, aber in dieser oder jener Hinsicht ebenfalls interessante anschließen, haben ohne Zweifel einen unmittelbaren und, man darf wohl sagen, heilsamen Einfluß auf die gesunde Entwicklung der magyarischen Nationalpoesie seit Petöfi, Arany und Tompa ausgeübt.

Wie in den Anekdoten, so spiegelt das magyarische Volksleben auch in den Volksliedern sein eigenstes Selbst wieder, so zwar, daß man in den Volksliederansammlungen sogar die Epochen zu bezeichnen vermag, in denen die verschiedenen Lieder entstanden sind. In den alten Liebesliedern herrscht Treue, Zartföhm, sonnige Leidenschaft, regenbogenfarbene poetische Phantasie vor, wozu sich am Anfange dieses Jahrhunderts auch noch schwärmerische Empfindsamkeit gesellt; die aus den letzten vierzig Jahren sind schon weniger sittenstreng und weisen eine gewisse Leichtblütigkeit auf. Ehedem sang der treue Liebhaber seiner Herzliebsten zu:

„Tag und Nacht, bei Sonn' und Kerzen,
Stehst gemalt in meinem Herzen
Du mit gold'ner Farb' . . .“

Die nämliche Schmeichelei singt eine der beliebtesten alten Liedweisen:

(„Meine Mariska! meine Mariska!“)

„Morgens, Mittags, bei des Abends Kerzen Stehst nur du allein gemalt in meinem Herzen,		Gottes bester Segen segne stets das Haupt dir, Bist du's gleich, mein blutend' Herz die geraubt mir.“
-------------------------------------------------------------------------------------------	--	----------------------------------------------------------------------------------------------------------

Und wieder ein anderes Lied an die Liebste lautet:

„Rose du, Rose du, Tausendmal noch drüber,		Silber, Gold — Silber, Gold, Bist mir tausendmal lieber.“
-----------------------------------------------	--	--------------------------------------------------------------

Welche poetische Verschwendung findet in den vier Zeilen statt:

„Bist nicht vom Mutter Schooße, — Vom Rosenstock entsprossen,		Haft dich am rothen Pfingsttag Im Morgenroth erschossen.“
------------------------------------------------------------------	--	--------------------------------------------------------------

Wie vornehm ist der Ausdruck des Liedes:

„Wenn so deine Blicke gehen, Ist's wie Sterne blinken sehen,		Wenn so deine Lippen lächeln, Ist's wie Morgenröthefächeln.“
-----------------------------------------------------------------	--	-----------------------------------------------------------------

Wie wahr und schön und doch wie einfach ist die Empfindung in den Versen:

„Lieb' ist nicht zu kaufen Nicht um Geld und Gaben,		Doch um einen süßen Ruß ist sie zu haben.“
--------------------------------------------------------	--	-----------------------------------------------

Wie viel echte Kraft in dem Liede:

„Weizen band ich in Kreuze ein, Weiß nicht, wie viel in Tausend sei'n;		So viel Körner in Tausend drein, So oft sollst du gedenken mein.“
---------------------------------------------------------------------------	--	----------------------------------------------------------------------

Welche keusche Zartheit in der Einladung:

„Bin im Alföld Fischerbursche; an der Theiß Dort am Ufer steht mein Hüttchen klein und weiß;		Braunes Mäd'el komm herein, bei mir zu ruhn, Meine Mutter wird dir alles Liebe thun.“
-------------------------------------------------------------------------------------------------	--	------------------------------------------------------------------------------------------

Manchmal geht die Empfindung gar nicht über die Sehnsucht hinaus, wie in jenem bekanntesten und schönsten Volkslied:

„Maientäfer, gelber Maientäfer, Frag' dich nicht, ob schon der Sommer näher,		Frag' auch nicht, ob ich noch lang auf Erden, Das nur sag' mir, ob sie mein kann werden.“
---------------------------------------------------------------------------------	--	----------------------------------------------------------------------------------------------

Wenn er vom Liebchen scheidet, kann er seine Liebe nicht vergessen:

„Umgestürzt der Mandelbaum —
Röschen, ich muß scheiden, traun;
Riß mich los, mein armes Mädchen,
Wie im Herbst vom Baum das Blättchen
Los sich reißt.“

Er zieht in die Ferne, das Tüchlein der Geliebten nimmt er mit und singt:

„Küss' ich so dein Kopftüchlein,
Denk ich mir: 's ist Liebchen sein.“

Selbst für sein flatterhaftes Liebchen hegt er noch so viel Zartgefühl. Sein Vorwurf fogar ist warm von Liebe:

„Deine Augen sind so rund, Wen sie anschau'n, küßt dein Mund;		Sieh, die meinen sind dir treu, Stünden Hundert gleich dabei.“
------------------------------------------------------------------	--	-------------------------------------------------------------------

Nach noch der Geliebten, die ihn verlassen hat, bewahrt er sein Herz:

„Findest wohl 'nen Schö'nern, Bessern, als ich war,
Doch ich mag nur Eine, die dir gleich, zum Paar.“

Dann wieder dauert ihn die Treulose:

„Welke, Rose, welke, Weil du nicht mehr mein;		Als du mein noch warst, Warst du ein Rothröselein.“
--------------------------------------------------	--	--------------------------------------------------------

Und er will sie bereden zu bleiben:

„Siehst du, Röschen, bei Szalóc den Berg so groß,
Wenn der fort ist, dann erst halt' ich dich im Schooß.
In der Schürze trag' den Berg ich weg vom Ort,
Nur du, liebes, süßes Täubchen, geh' nicht fort.“

Und niemals flucht er ihr:

„Wie ich schon bin, fluch' ich dir nicht, Doch meine Seufzer, viel und dicht,		Steigen zum hohen Himmel hinan, Hei! wie wirst du drauf antworten dann?“
----------------------------------------------------------------------------------	--	-----------------------------------------------------------------------------

Auch die Melodie dieses letzteren Liedes ist eine der beliebtesten Blüten der Volksmusik. Zahlreich sind die Volkslieder, welche das Mädchen mit bitterem Hohn verfolgen, weil es seinen Jungfernkranz verloren, und das junge Weib, das seinen Gatten nicht liebt, wogegen standhafte Treue und wahre Liebe, welche vom Reichthum nicht verlockt an dem armen Geliebten hängt, hoch gepriesen werden.

In den Puszzenliedern finden wir das magyariſche Volksleben mit seinen äußeren Gebräuchen; eines der kennzeichnendsten derselben ist das Lied des Gulyás (Kinderhirten) nach vieljüngerer Melodie; wir theilen daraus folgende Strophen mit:

„Was thut's, daß als Bauer ich geboren?
Wär' ja sonst zum Gulyás nicht erkoren.
Kein Palast ersetzt mir meine Hürde,
Großer Herren Nicht ist schwere Bürde.

Bin ein kleiner König da, mein Stecken
Darf allein Recht und Gesetz vollstrecken.
Kings die Kinderweide ist mein Kronland,
Potentat bin ich darin mit Frohnstand.

Bin Monarch von ganzen sechs Bojtáren,
Dürfen mir mit „Gnaden, Herr“ nicht sparen.
Kings um meinen Pferch die Herden gehen,
Sechs Stück Schäferhund' mir Schildwacht stehen.

Hab' auch selbst das Herz am rechten Flecke,
Nicht vor Wolf, noch Räuber ich erschrecke,
Bin ich arm, so bin ich doch mein eigen,
Nehm' ich Dienst auch, darf mich frei doch zeigen.

Seh' den Wirbelwind daher ich fegen,
Gut ins Aug' und fest gestemmt dagegen!
Schau' das Wetter ruhig, weil ich Muth hab',
Selbst der Hagel prallt von meinem Gut ab.

Wer' ich mir den Schnappack auf den Rücken,
Muß in Küch' und Keller mich nicht bücken;
Kessel, Gabelholz, Blechlöffel, Eimer,
Alles hab' ich, wahrlich mehr braucht Keiner.

Mittags, wenn im Kessel gar das Essen,
Wird mit Knecht und Magd ringsum geseſſen,
„Umgekehrter Hirsbrei“ füllt den Magen,
Graf muß sich mit dreißig Schüsseln plagen.

Nach der Mahlzeit, wenn nach Schlaf mich lüftet,
Steht auf Rasen schon mein Bett gerüstet;
Aufim, daß ich da nicht bessern Traum hätt',
Als der sieche Herr im Gänseſtaumbett.“

Im Gegensatz zu diesem hellsonnigen Puszzenbilde stehen die Lieder über das Leben der Räuber, der die Puszta durchstreichenden Betyáren; da ist düstere Puszzen-scenerie, Sturmesraufen mit Klage laut vermischt, Wolfsgeheul, schwermüthige Ahnung, Rabengekrächze, Kettengeklirr, Alles durcheinander.

„Kalter Wind weht her vom Norden,
Frostkalt ist die Seel' mir worden.“

*

„Raben krächzen mir um's Ohr,
Krähen flattern rings empor,
Meine Faust den Beilstock schwenkt,
Doch die Thrán' an der Wimper hängt.“

*

„Tags die Sonne, Nachts der Mond mich nicht mehr laben,
Bin schon längst in ew'ger Finsterniß begraben.“

Zuweilen flackert wilde Brawlerei auf, Verachtung der ganzen Welt, Trotz gegen jegliche Macht, vom Rausch erhitztes Kraftbewußtsein, am Ende gewinnt aber doch wieder das melancholische Hindämmern ob des unvermeidlichen Unglücks die Oberhand und mitten in diesen Dornenstrauß gebunden steckt wohl eine wilde Busztenblume, ein leichtfertiges Liebchen, wie es zum Betyären paßt, das Schenk mädchen mit dem Hundertguldentüchlein am Halse, bestimmt, den verrathenen Liebhaber schließlich an den Galgen zu liefern. Aber es gibt auch Lieder, welche das Betyärenleben nach der Weise des echten Genrebildes mit seiner ganzen Glendigkeit schildern; ein solches ist „Buga Jakabs Sang“:

„Was trauerst, Brodgenoß, da du doch gar nichts hast?“

Vor auf der Gefragte folgendermaßen antwortet:

„Bloß ist meine Rippe, Dornmänn hängt in Fesen,
Meiner Schulter Blatt muß schlapp der Kaspag wehen,
Rößlein fehlt von manchem Hufe längst das Eisen,
Und wo eins noch klappert, will es auch schon reißen.
Meinen Mantel hat des Regens Guß zerwaschen
Und zum Henker geht die letzte meiner Taschen,
Meines Wolfsfells Haare rieseln schäbig nieder,
Rußig ist mein Hemde, wer soll's waschen wieder?“

Die späteren Volkslieder zeigen auch hierin ein Sinken; an die Stelle des ehemaligen schneidigen Schwadronirens ist vielfach der Aberglaube getreten, der schweifende Betyár weiß vom verfolgenden Pandurenlieutenant zu singen, er habe eine „Teufelsmütze auf dem Kopfe, einen Stahlspiegel im Sack bereit, damit sieht er sieben Meilen weit. Unterm Arm ein Gulenaug', so sieht in finst'rer Nacht er auch. Mit Eidechsenblut mischt er seinen Wein, drum bangt ihm nicht selbst ganz allein; den Schnurrbart wickelt er mit Schlangenschmalz, den Säbel schmirt er mit Hahnen schmalz.“ So lange der nicht da war, sei der Betyár Herr gewesen zwischen Maros und Theiß. — Diese Art von Volkspoese ist sammt ihren Helden schon im Aussterben begriffen, und das ist nicht vom Übel.

In den Spottliedern finden wir die Verkehrtheiten des Volkes gegeißelt, Trunksucht und Lumpenthum, die gepuzte Armuth und schäbige Vornehmthuerei, den Luxus der Frauen, die Kniffe der schwiegerohnsüchtigen Mutter, die Steifleinheit der Damen aus der „Njir“-Gegend, die Winkelzüge der Obrigkeiten und besonders häufig das Soldatenleben, z. B.:

„Schläge doch der Blitz in Meggers Beil hinein!
Warum hat dem Kalb er abgehakt die Bein'?"

Kälblein kann auf eig'nen Füßen nicht mehr traben,
Der Soldat muß, Ärmster! huckepack es tragen,“—

oder wo der Soldat „sich Sterne zum Abendbrod herabguckt.“ Die Soldatenlieder aus neuerer Zeit, besonders aus den Fünfziger- und Sechziger-Jahren, haben nur Töne

bitterer Melancholie; meistens ist Italien ihr Entstehungsort. Ein solches Lied ist das folgende:

„In Ragy-Abony nur zwei Thürme ragen,	Lieber sah' ich dort die zwei, das weiß ich,
Mailand kann von zweieunddreißig sagen;	Als in Mailand diese zweieunddreißig.“

Unter den Spottliedern findet sich noch die eigenthümliche Abart der Korteßlieder, welche in der heißen, mit Wein berieselten Jahreszeit der Abgeordnetenwahlen zu erblühen pflegen. Es gibt darunter witzige Reime, die den Nagel auf den Kopf treffen, die meisten reichen aber nicht über die Linie des Gelegenheitspasquills hinaus; ihre Melodien sind gewöhnlich allbekannten Volksweisen angepaßt. Ein ihnen verwandtes Genre bildet das Trinklied, auch ein Lieblingsgewächs der Volksdichtung, und desgleichen die Hochzeits-„Rhythmen“ (rigmus), die aber keine Melodie haben. Aus der Anzahl von Trinkliedern wählen wir eines, das bisher in keiner Sammlung zu finden, obgleich es in den Dreißiger-Jahren dieses Jahrhunderts das verbreitetste war. Es ist übrigens schon darum merkwürdig, weil es einen ganz eigenthümlichen metrischen Bau aufweist, welcher dem ganzen Trinkliede den Rhythmus eines Trommelwirbels verleiht. Nach dem schwer-müthigen Andante der zwei ersten Verse:

„Schattengleich hinschwindet ja das Dasein,	- - - - - - u u - -
Eh' man's merkt, muß Freund Hein ja schon nah sein“,	- - - - - - u u - -

(bis hieher könnte es auch als Trauergefang gelten) folgt das Allegro:

„Ei ja wie — thöricht, wer — trauert, da — herzlich ja	- u u - u u - u u - u u
Er in Frohsinn	u u - -
Kann scherzen und sich freuen.	u - u - u - u
Eh' er es — merkt, ist vor — über sein — Leben und	- u u - u u - u u - u u
Ist zerronnen	u u - -
Gleich des Herbstes Nebelstreif.	- u - u - u -
Länger doch nur wird uns der Lebensfaden,	- u u u u u u - - - -
Wenn wir recht oft so zu dem Krug uns laden,	- u u u u u u - - - -
Alles heran drum und im Kreistrunk lustig,	- u u u u u u - - - -
Wer noch nicht des regeren Sinns verlustig.	- u u u u u u - - - -
Auf und die Becher ergreift,	- u u u u u u
Auf und die Zecher ersäuft,	- u u u u u u
Über die Leber was läuft,	- u u u u u u
Spült's baß fort!“	- - -

Das beigelegte rhythmische Schema beweist, mit welcher Geschicklichkeit im Original (im Deutschen freilich nur annäherungsweise) eine Menge Pyrrhichien zusammengelaßt sind. Dem entsprechend ist auch die Melodie gesetzt.

Geläufig sind, besonders der Schuljugend, die patriotischen und kriegerischen Volkslieder; unter diesen das Lied: „Schon ist Belgrad unsre Burg“, unter jenen das

berühmte Rákóczy-Lied: „Hei, Rákóczy, Bercsényi!“ und die folgenden: „Ungriſch Herz, treu wie Erz.“ — „Segne, Herrgott, den Magyaren! Weil die Welt lebt, woll' ihn wahren. In der Heimat Paradiſ, Leb' er wie Fiſch' in der Theiſ.“ — „Mit den Greiſen Flug im Rathen, Mit den Jungen kühn in Thaten, Schöne Jungfrau'n ſei'n ihm hold, Schmucke Weibchen blank wie Gold.“ — „Guten Wein her aus den Rufen, Wollen unſern Trinkspruch rufen: Gott erhalte König, Land, Und unſ alle miteinander!“ In dieſer Art gibt es auch einen Marſch mit eigenthümlicher Melodie über Napoleon I.: „Zurück ins Vaterland nun eil', mein geſchlagenes Heer.“ Der berühmteſte Marſch trägt den Namen Rákóczy's; es ſind ihm wiederholentlich Verſe unterlegt worden, er eignet ſich jedoch nicht für den Geſang. Zu den Volksliedern von nationalem Gepräge kann man noch die Gedichte des fahrenden Sängers Sebastian Tinódi zählen; einige davon pflegt man im Chorus zu ſingen, ſo das folgende:

„Die alten, ſchlimmen Zeiten ich ſinge. Guter Török János, all deine Dinge,
Deß Ruf und Nam' ich ins Gedächtniß bringe, deines Vaters Tod auch traurig mir erklinge.“

Unter den Volksliedern müſſen ferner die volksthümlichen Pſalmodien andächtigen Inhalts erwähnt werden, deren Urfprung in die älteſten Jahrhunderte der chriſtlichen Epoche zurückreicht: „Folgen wir Marien, Stern der hellen Sonnen.“ — „Jeſus du mein heller Stern!“ — „Anbeten wir dich heilige Hoſtie, du wunderſames Manna.“ — „Komm' o König Stefan, der Magyare ruft dich!“ — „Weinet ihr Chriſten!“ — und die Weihnachtslieder: die Spielreime der Bethlehengänger und heiligen drei Könige.

Die Verfaſſer der Volkslieder ſind meiſt unbekannt. Text und Melodie werden, wie es ſcheint, gleichzeitig geboren. Die Schnitter auf dem Felde, die Mägde in der Spinnſtube greifen beide auf und geben ſie weiter, von Dorf zu Dorf, von Feld zu Feld, biſ ſie im ganzen Vaterlande verbreitet ſind und ſogar in die Salons hinaufbringen oder auf der Bühne das Bürgerrecht erlangen. Zuweilen aber geht es umgekehrt, Dichtungen von hohem Fluge erhalten durch begabte Componiſten eine volkſmäßige Melodie und verbreiten ſich dadurch im Volke, das ſie ſich aneignet. Unter dieſen zur Allgegenwart des Volksliedes gelangten Kunſtgedichten ſind vorerſt zu nennen: Michael Börösmarty's „Szózat“ (Auffruf): „Dem Vaterlande unverzagt treu bleibe, o Magyar!“ — dann Kőlcsey's Hymnus: „Segne den Magyaren, Gott, mit gutem Muth und Überfluß“; unter Petöfi's Liedern: „Mein Flötchen iſt ein Trauerweidenzweig“, — „Nieder ſenket ſich die Wolke“, — „Lieb' iſt eine finſtere Grube“ und beſonders folgendes zwiſtrophige Lied:

„Höre, Schafhirt, armer Schafhirt höre,
Daß dich dieſer Beutel Geld bethöre;
Deine Armuth gib für meine Habe,
Doch dein Liebchen drauf als Nebengabe.“

„Wenn das Geld ich nur als Drangeld nähme,
Hundertfach dann noch ein Trinkgeld käme,
Und als Draufgab' gar die Welt daneben,
Keinem Andern könnt' ich's Liebchen geben.“

Von Johann Arany das folgende:

„Meiner braven ‚Ansel‘ fehlt der Hufbeschlag,
Eifrig glatt der Weg, daß sie fast stürzen mag,
Schmied ein neues Eisen, Schmied von Droszház,
Ach bei Mohács gabs noch mehr Verlust als das!“

„Hatt' ein franichgraues Kößlein, schönes Thier;
Doch der Szegediner Hauptmann nahm es mir.
Nicht einmal vom Kauftrunk hab' ich was gewußt, —
Ei was! bei Mohács da gabs noch mehr Verlust.“

Von Michael Tompa:

„Sommers, Winters ist die Puszta Heimat mir.“

Zu Anfang des Jahrhunderts waren besonders verbreitet Csokonais Lieder:

„Die mit Ird'schen tändelst,
Als ein Himmelskind,
Sie als Göttin gängelst,
Hoffnung, falsch und blind.“ —

desgleichen: „Tihany's Tochter*, o du helle, laute, Komm hervor aus deinem heil'gen Berge“ — und: „Abend wars, da der Befehl kam Unter veilchenblauem Siegel“, und in den Vierziger-Jahren sang man rings im ganzen Lande Börösmarty's preisgekröntes „Tóth's Lied“:

„Erster Ungar auf der Welt der König ist,
Jeder Arm im Land ist sein zu jeder Frist,
Seine Freude find' er in des Volkes Heil,
Seinem heil'gen Haupte werde Ruhm zutheil.“

Es ist jedoch merkwürdig, daß die Lieder, welche in glänzenden Kriegsepochen das nationale Heer begeisterten und bei deren Klang nach der Schlacht geruht und getanzt wurde, einen ganz harmlosen Inhalt haben; so ist folgendes das Lied der adeligen Insurrection im Jahre 1809 gewesen:

„Jancsi gelb gestiefelt steigt durch Marast,
Panni über'm Bach schon auf ihn paßt.
Doch nicht, Panni, den Jancsi, groß ist der Noth,
Schad wär's um die Gelben, 's wär ihr Tod.“

* Das Echo von Tihany am Plattenjee.

Im Feldzug 1848 bis 1849 aber folgte dem Heere nebst mehreren Schlachtliedern (darunter eine Marseillaise mit ungarischem Text) unter den die Kriegslust anfachenden Gefängen zumeist das folgende Lied:

„Brennt die Hütte, fracht das Röhricht,
 Freß die Braune an dich gehörig!“
 — „Bis ich da die Braune herze,
 Dort die Blonde ich mir verschzerze.“



„Eisig glatt der Weg . . .“

Demn das Lied:

„Lajos Bácsi * ließ uns wissen,
 Thät ein paar Regimente missen“ —

entstand, wie schon seine trübselige Stimmung verräth, erst gegen Ende des Feldzugs und kurz nachher sang man nur noch:

„Einst uns doch der Morgen lacht,
 Ewig bleibt es doch nicht Nacht.“

Dieses Lied hat Karl Böka dem General Paszkewitsch vorgespielt, als derselbe sich in Debreczin aufhielt. Und als endlich Alles vorüber war, hielt immer noch das Volkslied den magharischen Geist aufrecht.

* Onkel Ludwig.

Die magyarischen Volksballaden und Volksromanzen unterscheiden sich vom eigentlichen Volkslied auch darin, daß sie selten eine Singweise haben. Eine der ältesten unter ihnen ist „Szilágyi und Hajmási“, die Ballade von zwei gefangenen edlen Jünglingen und der Tochter des türkischen Sultans:

„Tausendfünfhundert und über siebzig als man einst schrieb,
Stellt es zusamm' ein Knab', da er saß auf Szöndörö, der Beste,
Wohl aus den Reimen von einem Poeten, gar traurig im Herzen.

Unter den siebenbürgischen Volksballaden sind die hervorragendsten „Anna Molnár“, „Frau Klemens Köműves“, Susanne Homlódi, Barcsay, Käthchen Kádár. Die Mär von Anna Molnár, welche in mehreren Varianten bekannt ist, sei hier aus einigen derselben zusammengestellt:

Anna Molnár.

Volksballade.

„Komm mit mir, geh, Anna Molnár,
Sechs Steinburgen hab' ich eigen,
Will die siebente dir zeigen.“
„Kann nicht mitgehn, Martin Sajgó,
Bübchen weint mir in der Wiegen,
Waldbwärts ist mein Mann gestiegen.“
Dennoch lockt er sie so lange,
Bis geglückt, daß er sie fange.
Gehn jetzt, gehn auf ferner Halde,
Mitten in dem grünsten Walde:
„Anna Molnár, bist am Ziele,
Siß' in düstern Baumes Kühle.
Gib mir deinen Schooß als Kißchen,
Schau mir in den Kopf ein bißchen.“
Einschlief da mein tapftrer Herre,
Anna Molnár's Augen steigen
Zu des düstern Baumes Zweigen,
Sehn dort die sechs schönen Mädchen,
Sehn erkennt sechs schöne Mädchen.
Da im Stillen sie bedachte:
Wenn er sie zur sieb'ten machte!
Fühlt ihr zartes Herze klopfen,
Fühlt die warmen Thränen tropfen
Aufs Gesicht des tapftrern Herren.
Auf wacht da der tapftrere Herre:
„Anna Molnár, warum weinst du?

Aufgeblickt zu haben scheint du,
Blicktest auf zum düstern Wipfel,
Zu des düstern Baumes Gipfel.“
„Blickte nicht, mein tapftrere Herre,
Doch vorbei drei Waisen kamen,
Seufzt' da meines Bübchens Namen,
Dachte meines biedern Gatten.“
„Anna Molnár, auf nun, steige
Zu des düstern Baumes Zweige!“
„Nein, mein tapftrere Herr, nicht geh ich,
Bäumeklettern nicht versteh' ich,
Geh voraus mir, daß ich's lerne,
Folgen thu' ich dann dir gerne.“
„Martin Sajgó steigt ganz munter;
Fällt sein scharfes Schwert herunter.
„Anna Molnár reich' mir's wieder!“
„Gleich, ja gleich, mein guter Krieger.“
Und ergreift das nimmer stumpye,
Haut des Sajgó Kopf vom Rumpfe.
Zog dann an das Kleid des Todten,
Ganz und gar von Tuch, von rothem,
Warf sich auf das schnelle Kießlein,
Zu des biedern Gatten Schließlein
Ritt sie heim, so rasch es mochte,
Bald am Thore dort sie pochte:
„Schläfst du wohl, du Wirth, du biedrer?“



„Anna Molnár, reich' mir's wieder!“ —
„Gleich, ja gleich, mein guter Krieger!“

„Nein, ich schlaf' nicht, guter Krieger.“
 „Gibst du mir die Nacht ein Lager?“
 „Nein, ich kann nicht, guter Krieger,
 Denn mein Weib ist von mir gangen
 Und mein Kind das weint vor Bangen.“
 „Ist's nur das, dann kannst's gewähren,
 Bin gewohnt solch Schrei'n zu hören.“
 „Ist es so, tritt ein, mein Lieber,
 Eine Nacht ist bald vorüber.“
 „Hörst du wohl, mein Wirth, du bied'rer,
 Leben muß ich meine Glieder.
 Ist im Dorf ein guter Tropfen,
 Bring' 'nen Krug, den Hals zu stopfen.“
 „Ei, der gute Wein ist ferne,
 Nicht verlaß mein Kind ich gerne.“
 „Bis sein Vater wiederkehret,
 Bin ich's, der es hegt und nährt.“
 Ach, wie lang sein Gehn ihr währet.
 Doch er geht, Wein zu erlangen;
 Auf reißt sie des Dolmants Spangen,
 Reicht die Brust dem süßen Kinde,

Säugt es, küßt es auch geschwinde,
 Legt's dann an den Herd zum Schlafe.
 Wie sein Vater kommt, der brave,
 Staunt er, daß das Kind nicht weinet;
 Wohl, denkt er, es gibt jetzt Frieden,
 Weil ein Gast dem Haus beschieden.
 Als bei Tische nun sie saßen,
 Sprach der Gast folgendermaßen:
 „Hörst du wohl, mein Wirth, du bied'rer,
 Auf die Frage mir erwid're:
 Wie, wenn jetzt dein Weib erschiene,
 Lebend, liebend, froher Miene,
 Würdest du sie schlagen, schelten,
 Stets mit Vorwurf ihr vergelten?“
 „Nein, nicht schelten und nicht schlagen,
 Lebenslang auf Händen tragen.“
 „Wohl, da bin ich, deine treue
 Frau, mit der du nahnst die Weihe.“
 Auf den Bettrand sie sich setzte,
 Sich am Büblein küssend legte,
 Ihren Mann mit Thränen negte.

Unter den Betyären-Balladen finden wir die meiste dramatische Kraft in der Geschichte von Ladislaus Fehér, für den sich seine jungfräuliche Schwester opfert, um dann, verrathen, dem Manne zu fluchen, der ihren Bruder in den Tod geliefert:

„Mein Herr Leutnant, mein Herr Leutnant,
 Sei verflucht, du mein Herr Leutnant,
 Vor dir lodre Feuers Hölle,
 Hinter dir die Flut aufquelle,
 All dein Brod sich wandl' in Kiesel,
 All dein Wasser in Blutgeriesel,
 Stolpernd brech' das Pferd dir nieder
 Und zerquetsche dir die Glieder,
 Aufsteh' deines Messers Klinge
 Und von selbst in's Herz dir dringe!“

Unter den naiven Romanzen ist die bekannteste: „Was dem Königssohn nur einst ist eingefallen!“ (Für diese ist auch eine sehr einfache Melodie zu finden.) Dann kommt die folgende: „Mutter ward gefreit wohl von dem schmucken Schneiderlein“. In der ersteren stellt ein Königssohn in Kutscherlivrée die Tochter des reichen Richters und die des armen Korbflechters auf die Probe; das arme Mädchen gewinnt den Kranz, das

reiche wird beschämt. In der anderen Ballade bekundet die Composition eine echt künstlerische Empfindung. Das Mädchen heiratet einen armen Hauerburschen und ihre Mutter einen pudigen Schneidergesellen; jede Strophe erzählt, wie gut es der Mutter geht und in welcher Armuth die Tochter lebt, wobei der Rehrreim immer lautet: „Meiner Mutter Freude ist das schmucke Schneiderlein, aber mir zum Leide dient der arme Hauer mein.“ Die letzte Strophe lautet dann:

„Mit dem Stock die Mutter weckt das schmucke Schneiderlein,
 Mich mit Täubchenfuß der arme Hauerbursche mein,
 Mir zur Freude war der arme Hauerbursche mein,
 Mütterchen zum Leide war das schmucke Schneiderlein.“

Wenn wir die Sammlungen magyarischer Volkspoesie durchgehen, welche freilich noch immer sehr lückenhaft sind, erkennen wir, daß die Volksdichtung von dem wirklichen literarischen Niveau durch nichts getrennt ist, denn während jene in ihrer allgemeinen Färbung den Schmelz der wahren Poesie aufweist, haben hinwiederum auch unsere hervorragenderen Dichter selber der Volksdichtung den in dieser herrschenden rhythmischen Wohlklang, die Assonanz, die Vorreime abgelernt, sowie die Anwendung von Bildern aus der Natur, die mit wenigen Worten vielsagende Gedrängtheit des Ausdrucks, die plötzlichen Wendungen des Gedankenganges und so fort, so daß man wohl sagen kann, es habe bei uns der Helikon vom Felde gelernt, und neben unseren berühmten Dichtern steht ein Dichter größer als sie alle: das Volk, namenlos und doch unsterblich!

Die magyarischen Sprichwörter.

Zu den Geisteserzeugnissen des Volkes gehören auch noch die Sprichwörter. Diese enthalten die Lebensweisheit des Volkes, seine höchsten Lebensgrundsätze, die Ergebnisse seines Sinnes und Denkens. Echt sind diejenigen, welche eine regelrechte Form haben. In solchen haben Geist und Gemüth vereint ihre Producte niedergelegt. Es sind dies zwei oder mehrere entsprechende Sätze oder Redensarten, mit einem gewissen Rhythmus und Wohlklang ausgeprägt. Was formlos ist, daran haben Gemüth und Schönheits Sinn kein Theil, es ist nur übernommen worden oder nur einseitiges Werk des Verstandes.

Charakteristisch sind in ihnen die sittlichen und sonstigen Anschauungen des Volkes. Sie bezeugen, auf welche Art das Volk zum Beispiel sein eigenes menschliches Verhältniß aufgefaßt hat.

Schlagen wir nur in unseren Sammlungen das Wort „Mensch“ auf: „Mensch und Mensch gehören zusammen“ (können nicht ohne einander sein); — „Mensch und

Mensch müssen sich immer vor einander fürchten“; „kleiner Mensch geht mit großem Stecken“ (kann einen starken Schlag thun); — „ein großer Mensch stolpert groß“; — „auch ein kleiner Mensch ist kein Strohhalme“; — „der Mensch weiß nicht, wovon er fett wird“; — „der Mensch steht so lange als Gott will“; — „ich bin auch ein Mensch“; — „kein Mensch ohne Fehl“; — „kein Mensch weiß, wozu er erwacht“; — „der Mensch wird nicht nach der Elle gemessen“; — „den Menschen hält man beim Wort, den Dchsen beim Horn“; — „ein Wort versteht der magyariſche Mensch“ (ein bescheidenes, vernünftiges Wort); „ein Mensch, der etwas verspricht, ein Hund der's hält“ (spöttisch); — „der Mensch ist wohlfeil, wo es viele gibt“ (wo man ihn nicht kennt); — „mit seinen Zähnen gräbt sich der Mensch die Grube“; — „ehrliche Menschen werden dicht gefäet, gehen aber dünn auf“; — „der Mensch lebt nur bis an den Tod“; — „wir leben schon noch irgendwie“; — „Brod muß sein“; — „Mensch im Flachs, aber nicht im Hanf“; — „der Mensch wächst wie das Rückenleder“; — „war ein Mensch, ist gestorben“; — „Menschlichkeit ist mehr als Fleisch und Kraut“ (ist mehr werth); — „des armen Menschen Vorhaben steht beim seligen Gott“; — „an dem Armen zerrt sogar der Ast“; — „bist du arm, so tanze nicht“; — „des Armen Glück ist auch arm“; — „Armuth und Husten läßt sich nicht verhehlen“; — „arm ist der Teufel, weil er keine Seele hat“ u. s. w. Aus alledem spricht einerseits Selbstgefühl und Ergebung in die Armuth, anderseits ernste Selbsterkenntniß, Selbstkritik und wahrer Humor.

Sehen wir aber etwa unter dem Schlagworte „Vogel“ nach, so zeigt sich, wie viel sich das Volk mit diesem liebenswürdigsten Thiere der belebten Natur beschäftigt, zu wie vielen Vergleichen es ihm dient. Unter dem Worte „Herr“ aber erblicken wir die Empfindung der Fremdheit den höheren Classen gegenüber und deren Verkehrtheiten.

Dieser Gattung von Geistesproducten schließen sich die sogenannten „Fabeln zum Rathen“ oder Rätthsel an. Viele derselben wandern von Volk zu Volk; auch zu den Magyaren sind welche gelangt. Diejenigen aber, welche eine rhythmische Form haben, können wir als Eigenthum des magyariſchen Volkes betrachten, denn diese hat es liebgewonnen, an seinem Herzen gehegt, umgeschmolzen, seinem Geschmack angepaßt und gibt sie in dieser verfeinerten Form weiter von Sohn zu Sohn, zu stetem Genuß. Da wird ein Naturgegenstand, oder auch eine abstracte Eigenschaft, unter dem Bilde einer anderen Sache oder durch ein Wortspiel angedeutet zum Rathen aufgegeben. Manchmal wird daraus eine ganze Allegorie: eine Kette von mehreren Eigenschaften in Bildern, die der Natur entlehnt sind.

In prächtigen Bildern findet sich eine Scene der Natur zum Rathen aufgegeben: „Sonne war mein Mütterchen, Mond war mir das Väterchen, runde Erde mich gebar, Wind im Tanz mein Lehrer war, mich verdarb ein schwerer Stein, mich erweichte

Fleisch und Wein, bracht' mich an den Krüppelstab, als es mir den Laufpaß gab" (Weizenbrod). — Auf beinernem Horn wird geblasen, goldene Bretter kriegen Sprünge, Erdengewürm regt sich im Wasen" (Tagesanbruch). — „Runden Wald ließ ich begehen, Handvoll Ruthen ließ ich schneiden, hab' sie gezeichnet und lassen stehen" (Verlobung mit einem Mädchen). — „Unter rundem Himmel ein Gottesbaum, ein runder; an rundem Gottesbaume zwölf Zweige schön wie Wunder; schöne zwölf Zweige mit zweiundfünfzig Dolden; bei zweiundfünfzig Dolden drei Äpfel golden" (Jahr, Monate, Wochen, drei Hauptfeste). — „Wächst da ein Baum, hat nicht Ast noch Blatt; ein Vogel fliegt drauf, der keine Flügel hat; frist sich an ihm ohne Schnabel satt" (eine Kerze, die angezündet wird und verbrennt). — „Auf gold'nem Klob Schüssel von Gold, auf gold'ner Schüssel Leber von Gold, schmaust davon ein Paul von Gold" (Biene und Honig). — „Sand's im Walde, thät's umbringen, dann das Todte lehr' ich singen" (Geige).

Das ist gewiß wahre, aber nicht genug gewürdigte und beachtete Poesie, aus dem echten Born der Dichtung geschöpft, aus der Luft an der Natur, aus dem tändelnden Spiel der Phantasie oder dem Tieffinn der träumerischen Seele. Der schaffende Volksgeist ist darin lebendig.

In diesen Bereich gehören auch folgende, obgleich weniger ernst und weitaus schlichter gefaßt: „Auf Weg und Steg stürzen sie Kessel um" (Maulwurfshaufen). — „Hat nicht Fenster, hat nicht Thüre, dennoch wohnen drinnen Biere" (Auß). — „Vorne geht Blinkchen, hinten geht Weißchen, hat aufgebunden das Schweifchen" (Nadel und Zwirn). — „Roth ist's, doch keine Rose nicht; rund ist's, doch kein Apfel nicht; ein Strudel ist's, doch kein gefüllter nicht; hab's gekost't, doch au! süß ist er nicht" (Zwiebel). — „Hundert Vögel fliegen zusamm, einer von ihnen wird lahm, das ganze Hundert zum Stehen kam" (Webstuhl, Webewerk).

Schön und ganz kurz sind die folgenden, welche mit nur wenigen findigen Zügen zu zeichnen wissen: „Dünn als ein Rohr, höher als ein Thurm empor" (Regen). — „In Palad worfeln sie den Mais, hierher weht's die Spreu ganz weiß" (Schnee). — „Fleck auf Fleck, Nadel hat nie drin gesteckt" (Krautkopf). — „Über die Welt es reicht, ein Huhn überhüpft's doch leicht" (Wagenspur). — „Kost't 'nen Groschen kaum, find't im Haus nicht Raum" (Kerzenschein). — „Am Rücken sein Hüttchen, im Busen sein Bröddchen" (Schnecke).

Schließlich gibt es neckende Fragen mit dem Witz des Weithergeholten, mit Benützung der mehrdeutigen Wörter oder Verdrehung des Wortlautes. Als Beispiele seien, von den unübersetzbaren Wortspielen abgesehen, folgende aufgeführt: „Was geht über's Wasser ohne Schatten?" (Der Schall). — „Warum guckt die Krähe ins Markbein?" (Weil sie nicht hineingehen kann). — „Wer hat schon einen Thurm aus Hanf gesehen?" (Wer im Hanf stand.) — „Warum schließt der Hahn die Augen, wenn er kräht?" (Weil er's schon

auswendig weiß.) — In diesen Scherzen ist freilich wenig Ursprünglichkeit und noch weniger Poesie zu finden.

Ungewöhnlicher Witz, Erfindung, geschickte Wortverdrehungen und Wortspielereien kennzeichnen jene übermüthigen, nicht sittenlosen, nur körperfrohen Räthselsprüche, welche sich auf geschlechtliche Verhältnisse beziehen. In diesen ist die Laune und spöttische Ader des Volkes unerschöpflich. Eigenthümlicher Weise ist bei dergleichen immer der Klang oder Inhalt der Frage schelmisch, fleischlich, die Antwort aber nie. Dies beweist, daß Vernunft und Einbildungskraft des Volkes sich viel mit Dingen des Fleisches beschäftigen, ohne das jedoch zeigen zu wollen, wobei man vielmehr sogar täuscht, indem man thut, als habe man gar nicht selber, sondern nur der Gefragte an dergleichen gedacht.

Uner schöpflich reich an spielender Laune, neckischer Schreklust und an Possentrieb sind die scherzhaften Märchen, dazu kommt noch in den Kindermärchen ein Sinn für Tändelei und Schabernack immer mit entsprechend gemodelter Rede, häufig in tacthaltenden Sprüchlein oder Versen. In wenigen neueren Sprachen findet sich eine solche Einfachheit und kindliche Gegenständlichkeit des Ausdruckes, so viel Urwüchsigkeit und Eignung zu den seltsamen Spielen des Gemüths als hier. Durch manches Märchen zieht sich refraingleich ein Sprüchlein, eine Redensart, ein sinniges, stimmungsvolles geflügeltes Wort, z. B. „Gutthat bringt dir Gutes“. In anderen sind es Verszeilen: „Tellerplatt die Sohlen, buschig mein Wedel, Bräutchen mein Mädchel, Thür auf! will dich holen“. Oder: „Blas mein Mörder, blas wie der Wind, auch ich war mal ein Königskind, bin ein Ahornbäumchen igt, bin ein Flötchen aus Ahorn geschniht“ u. s. w. Dabei ist die ganze Erzählungsweise von urväterhafter Schlichtheit, sie bewegt sich in kindlichen, unverbundenen, frei beweglichen Sätzen, unter naiven Bemerkungen und fecken Vergleichen. Interessant ist der Humor, den die Erzähler selbst der Erzählung beimischen. Sie empfinden es vollkommen und bekennen es, daß sie nichts Wahres, sondern nur fabulirte Dinge sagen. „So hab' ich's gesehen, wie ich's jetzt sehe“, sagen sie zuweilen. Ausgehen aber muß die Geschichte auf alle Fälle gut, mit Heirats- und Hochzeitschmaus, wo „gegessen, getrunken“ wird. Die Helden des Märchens „leben noch jetzt, wenn sie nicht gestorben sind“. Zu Beginn des Märchens wird der Hörer scherzhaft aufmerksam gemacht, daß da von keinen wirklich geschehenen Dingen die Rede sein soll, sondern daß er sich ins Reich der Phantasie zu begeben hat. Der Anfang lautet häufig so: „Wo es war, wo es nicht war, jenseits des Operenzien=Meeres gar war es, des ausgefallenen Ofens eingefallene Seite war es . . .“, oder: „Der Rock unserer Großmutter hatte neunundneunzig Falten, in der neunundneunzigsten hab' ich dieses Märchen gefunden.“

Volksmärchen gehören übrigens auch bei uns schon zu den Karikaturen, und wenn jetzt noch welche entstehen, gehören sie eher der besseren Gattung von Parabeln an.



Die ungarische „Palastmusik“ und die Volkslieder.

Auch die ungarische Musik hat ihre vorgeschichtliche Sagenzeit, welche sich in der Phantasie der alten Chronisten sehr reichblühend darstellt. Da unser Zweck gegenwärtig ein anderer ist, als in der nebelhaften Vergangenheit herumzudeuten, so beginnen wir diese Übersicht bei späteren Zeiten, welche schon Daten gewähren, und zwar indem wir einige erhalten gebliebene Autornamen und Kunstdenkmäler besprechen. Wir haben allen Grund anzunehmen, daß unter König Matthias neben den Wissenschaften auch die Tonkunst sich auf die höchste ihr damals erreichbare Stufe erhoben hat. Der große König liebte ja in Nichts die Mittelmäßigkeit; übrigens scheinen auch Daten dafür zu sprechen. Nach dem gelehrten Hofbibliothekar Galeoti waren am Hofe die Sänger stehende Figuren und sangen nach dem Brauche von Jahrhunderten unter Lautenklang die Thaten der Helden. Diese Sitte ist die Fortsetzung der Vergangenheit, ohne Zweifel in entwickelterer Form, was wir daraus folgern können, daß der König Musiker von großem Rufe, ein vortreffliches



Orchester, Sänger, ja nach Fesler auch Sängerinnen hielt. Die Vorzüglichkeit dieses Orchesters und Chores befundet hinreichend der Bulturaner Bischof Peter in einem Briefe an Papst Sixtus IV., worin er erklärt, nichts Trefflicheres gehört zu haben. Joannes Tinctoris widmete sein Buch „Terminorum musicae diffinitorium“, das erste musikktheoretische Druckwerk der Weltliteratur, seiner Schülerin, der Jungfrau Beatrix, Tochter Ungarns, also Matthias' Braut.

Da die Verfasser der Encyklopadien über mehrere Lebensjahre dieses großen, ein allgemeines Interesse beanspruchenden Mannes nichts zu sagen wissen, und da dessen obenerwahntes Werk, das nur noch in wenigen Exemplaren zu finden, ohne Ort und Jahreszahl erschienen ist, dürfen wir wohl fragen, ob nicht der Meister seiner Schülerin nach Ungarn gefolgt sei und ob nicht vielleicht das interessante Werk gerade der Freigebigkeit Matthias' seine Entstehung verdanke. Wie dem aber auch sein mag, so viel ist sicher, daß einige Jahrzehnte später der aus Kremnitz gebürtige Wiener Gymnasiallehrer Stefan Moneta rius mit einem 1513 in Krakau veröffentlichten und dem Georg Thurzo gewidmeten Buche in die Spuren des Tinctoris trat.

Nach solchen Prämissen sind wir berechtigt anzunehmen, daß das Musikleben des XVI. Jahrhunderts sich noch bedeutend reicher entwickelt haben würde, wenn nicht die zerstörenden Ereignisse dieses Jahrhunderts die Künste überhaupt gänzlich in den Hintergrund gedrängt hätten.

Von den erhalten gebliebenen Kunstdenkmälern, welche sich in einigen, sozusagen als Unica geltenden Exemplaren vorfinden, hat der ehemalige Bibliothekar des Museums, Gabriel Matrai, im Auftrage der Akademie der Wissenschaften einen Band zusammengestellt (1859): Die Hoffgraff'sche Sammlung und die Gesänge Sebastian Tinodis. In dieser Lieder Sammlung befinden sich zusammen neunzehn Lieder, und zwar von Kaspar Bajnai, Andreas Batizi, Stefan Csukei, Andreas Desi, Andreas Farkas, Peter Rakonyi, Blasius Székely, Michael Sztaray, Michael Tarjai und einem Ungekannten, überdies ein Bruchstück von Andreas Farkas und ein Scherzlied von Christof Drmprust.

Es ist höchst überraschend, daß die poetische Empfindung der Genannten mitten in den Stürmen, welche den allgemeinen Untergang drohten, sich nicht in patriotischem Schmerz oder in der Ermuthigung userte, sondern — mit Ausnahme des letzteren — einstimmig den biblischen Geschichten galt. Dabei müssen wir jedoch bedenken, daß diese Strömung dem Protestantismus angehört, welche, in Wettstreit mit der römisch-katholischen Kirche getreten, die Legenden derselben in ihrem neuen Geiste ersezen wollte.

Die äußere Form dieser Gesänge ist die der Strophe wie bei den Volksliedern. In ihren Rhythmen pulsiren nicht die heutigen Choriamben, sondern Gemengsel von Spondeen

und Daktylen, welche übrigens auch in unseren heutigen Volksliedern Geltung haben. Man ersieht das an folgenden zwei Schemen:

Andreas Farkas.

o o o o	- -	o o o o	- -	
o o o o	o o o o	- -	-	
o o o o	- -	o o o o	- -	
o o o o	- -	o o o o	- -	-
o o o o	- -	o o o o	- -	
o o o o	- -	o o o o	- -	-

Batizi.

- o o	- -	o o o o	- -	
o o o o	- -	o o o o	- -	-
o o o o	- -	o o o o	- -	
- o o	- -	- o o	- -	-

Außer verschiedenen derartigen Mustern gibt es noch vollkommen gleichmäßige Metra, die dem sogenannten cantus planus oder gleichmäßigen Gesang entsprechen. Es kommt auch eine rein unpaarige Tactart vor, welche sich in den Volksliedern mit paarigen zu mischen pflegt. Diese Rhythmen drücken vermöge ihres Gegenstandes eine kirchliche Stimmung aus.

Während die Obengenannten auf ihrer nationalen Feier sich ausschließlich mit protestantischen Legenden beschäftigten, lebte Tinódi ohne alle confessionelle Rücksicht einzig der magyrischen Nationalität; er sang in seinen Gesängen die guten und schlimmen Tage seiner Zeit, ihre gewonnenen und verlorenen Schlachten, ihre Freuden und Schmerzen, kurz, er weihte seine Laute bis an seinen letzten Augenblick dem Dienste der ungarischen Nation. Sein Leben haben auf Grund historischer Forschungen Franz Toldy und in neuerer Zeit Aron Szilády („Régi magyar költök tára“, Magazin altmagyrischer Dichter) beschrieben. Er war der Sprosse einer Familie von niederem Adel am Ende des XV. Jahrhunderts. Seine Schulen machte er in Stuhlweißenburg. Schwert und Leier und Schreibfeder in der Hand, ließ er sich vom Strom der Begebenheiten bald dahin, bald dorthin tragen und seine Gönner erwiesen dem Sänger gerne Gastfreundschaft, der von Schlachten, Heldenthaten und von Tagen der Trauer so treulich sang. Sein Tod fällt vermuthlich zwischen 1555 und 1559. Seine dem König Ferdinand gewidmete Reimchronik erschien zu Klausenburg 1554 unter seiner eigenen Aufsicht. Tinódi nennt dieses Buch „Cronica“ und erzählt die Ereignisse so genau, daß wir es heutzutage als Geschichtsquelle benutzen; hinsichtlich seiner Melodie unterscheidet er sich von seinen Vorgängern in nichts. Wie diese und wie überhaupt alle damaligen Lieder folgt er auch in der Tonart dem kirchlichen Muster.

Da diese lyrischen Dichter der Form nach den Kreis des Volksliedes nicht überschreiten, wurden sie im ganzen Lande populär und üben einen großen Einfluß auf das Volkslied, dessen höhere Entwicklung wir weiterhin behandeln werden. Tinódi ist zwar der letzte unserer fahrenden Sänger, aber die lyrische Dichtung stieg mit ihm nicht ins Grab,

vielmehr haben unsere Lyriker die Leier im Wege der Überlieferung von einander geerbt bis herauf in die neueste Zeit. Über die von ihnen componirten Melodien können wir nichts melden, doch sind dieselben zweifelsohne in den Volksmund übergegangen und laufen noch jetzt im Alltagsleben um, wenn auch nicht in ihrer ursprünglichen Art, aber als Nährstoff für neuere Formen.

Aus dem XVI. Jahrhundert verbleiben uns noch einige Denkmäler der Kunst- und Tanzmusik nebst den Namen einiger Componisten und Virtuosen, welche dem ungarischen Geiste Ehre gemacht haben. Jedes dieser Musikstücke ist von großem Interesse, insofern die ältesten Formen und Eigenthümlichkeiten der ungarischen Instrumentalmusik in ihnen vollständig aufbewahrt sind, ja auf dem Gebiet der Tanzmusik sogar eine rhythmische Construction in ihnen vorkommt, welche in unseren Tagen völlig ausgestorben ist, so daß Viele ihr das Recht des Daseins ganz und gar bestreiten; es ist dies die Dreier-Tactart. Die betreffenden Componisten und, hinsichtlich der Tanzmusik, Transcriptoren sind die sogenannten Lautenschläger, an denen es in Ungarn nicht fehlen konnte, da die Laute nach dem Zeugniß des Vaters des großen Naturforschers Galilei nach dem Orient-Feldzug Andreas II. gerade durch die Ungarn in Europa beliebt gemacht worden ist. Diese Lautenschläger nahmen die Stelle unserer heutigen Klaviervirtuosen ein. Jedes Land in Europa hatte solche Künstler, welche mit dem allgemeinen Charakter des musikalischen Könnens auch noch den nationalen vereinigten, aber durch ihre Kunst gleichwohl zu Weltbürgern wurden. So finden wir in den Sammlungen lyrischer Musik aus dieser Zeit das Andenken der ungarischen Künstler Valentin und Johann Bakfort für die Nachwelt aufbewahrt.

Über den Ursprung und Namen Valentin Bakforts ist noch nicht volles Licht verbreitet. Er wird eigentlich Valentin Graevius (Greffus) Bakfort geschrieben und soll der Geburt nach ein Siebenbürger Sachse sein. Damit scheint im Widerspruch zu stehen, daß er sich auf den Titelblättern seiner 1569 in Antwerpen erschienenen Werke „Pannonius“ nennt und daß sogar statt des latinisirenden „Bacfarus“ unter der Widmung des Buches: „Valentinus Bakfark, Pannonius“ steht. Wobei noch weitere Verwirrung angerichtet wird durch folgende zwei Zeilen eines Epigramms, das ein polnischer Edelmann zu Ehren des Componisten verfaßt hat:

„Ille lupi natus Trancini e sanguine cujus
Ornatum gemmis hic Diadema vides.“

Wie dem auch sei, sicher ist auf alle Fälle, daß er von mütterlicher Seite sächsischen Ursprungs war. Er zeichnete sich zuerst in Siebenbürgen aus, wofür ihn Sigismund Zápolya zum ungarischen Edelmann machte. Dann kam er nach Ungarn herüber und wurde zum Pannonius. Von Ungarn ist er in den Sechziger-Jahren wahrscheinlich von

Sigismund, König von Polen, nach Krakau berufen worden. Als Hofvirtuose genoß er daselbst besondere Gunst und seine sämtlichen Werke erschienen auf königliche Kosten und dem König gewidmet. Im Laufe des folgenden Jahrzehnts unternahm er von Krakau aus eine Rundreise durch Europa, besuchte Deutschland und Frankreich und schließlich, nach Ablehnung einer Einladung des Kaisers Maximilian, Italien, wo er sich in Padua, dem Hauptsitz der Lautenvirtuosen, niederließ und im August 1576 starb. Für die künstlerische Bedeutung Valentin Bafforts sprechen nicht nur seine zahlreich erhalten gebliebenen Werke, sondern auch die öffentliche Meinung in Padua laut der Inschrift, welche seine Zeitgenossen ihm dort auf den Grabstein meißeln ließen: er habe nämlich die Laute in ganz ungewohnter, neuer Weise gehandhabt und sei als ein zweiter Orpheus Gegenstand der allgemeinen Bewunderung gewesen, oder mit den Worten der Grabschrift: „Valentinus Graevius, alias Bacfort, e Transilvania Saxorum Germaniae colonia oriundo, quem fidibus novo plane et inusitato artificio canentem audiens aetas nostra, ut alterum Orpheum admirata obstupuit“. Seine Werke wurden auch durch Le Roy in Paris 1564 herausgegeben, mit seinem Bildniß geschmückt, welche Ehre seinen Kollegen nicht widerfuhr.

Von Johann Baffort wissen wir nur, daß ein Werk von ihm: „Fantasia Joannis Bacfort Hungari“ in Besard's „Thesaurus Harmonicus“, einer 1603 erschienenen Sammlung, in der Münchener königlichen Bibliothek vorkommt. Daher war Johann ein Zeitgenosse und vermuthlich Bruder oder gar Sohn Valentins. Seine erwähnte „Phantasia“ wartet noch auf ihre Lösung; von Valentins Werken aber sind in den akademischen Heften schon zwei erschienen: „D'amour me plains“ und „Fantasia trium vocum“*. Im Folgenden geben wir den Beginn der „Fantasia trium vocum“. Ihre drei Phrasen wetteifern im Fugenstil mit einander, was allein schon die tiefen musikalischen Kenntnisse des Componisten und seine virtuose Behandlung des Instrumentes bekundet.

* Bartalus: „Beiträge zur Geschichte der ungarischen Musik“ 1882.

u. f. w.

Außer diesen finden sich noch aus den Jahren 1572 bis 1577 in einem Verlagswerke Bernhard Jobins zu Straßburg zwei Tanzstücke in der Transcription eines ungenannten Lautenvirtuosen: „lassú“, das heißt Andante („Passamezzo Ongaro“), das andere Andante und „friss“, das heißt Allegro („Passamezzo“ und „Saltarello Ongaro“). Beide geben ein treues Bild der damaligen ungarischen Palast-Tanzmusik, ja es erscheint, wie ich schon erwähnte, in dem mit „Saltarello“ bezeichneten „friss“ als dreitheilige Tactart sogar eine völlig ausgestorbene Gattung der ungarischen Musik und des ungarischen Tanzes. Die wohlabgemessene, bunt figurirte Rhythmik sowohl des „lassú“ als des „friss“ zeigen eine mehr steife als melodiose Haltung. Die Structur des dreitheiligen „friss“ ist die nämliche, zumal sie nichts weiter ist als die Umgestaltung des „lassú“ durch Weglassung dieses oder jenes Tactgliedes. Die durchgehends figurirten Passagen desselben sind wohl in raschem Tempo gehalten, doch konnten seine Tanzschritte nur um Weniges lebhafter sein als die Bewegung beim „lassú“. Seine einzelnen Theile gehen nicht aus der Tonart der Unter- oder Ober-Dominante, der Unter- oder Ober-Terzintervalle, sondern moduliren ohneweiters gleich nach den benachbarten Tonstufen,

z. B. aus B-dur in As-dur. Die aus vier Tacten gebildeten Theile oder, besser gesagt, musikalischen Zirkel sind zwölf an der Zahl, woraus gefolgert werden könnte, daß auch der Tanz selbst aus solchen abgezirkelten Figuren bestanden habe, die eben solchen zwölf musikalischen Perioden entsprachen. Wenn wir diese Musik hören, welche trotz ihrer bunten Figuration durch die steife, eckige Harmonisirung sozusagen eine gewisse Wildheit des Ausdruckes gewinnt, ist es uns, als sähen wir die würdevollen Gestalten der alten Paläste sich in ernsthaftem Tanze durcheinander bewegen, der nicht wohl aus Anderem bestehen konnte, als aus wohlabgemessenen, bis zu einer gewissen Entfernung oder in einem gewissen Kreise hin und her wandelnden Schritten, einer strammen, ritterlichen Haltung des Körpers und aus dem wiederholten Zusammenschlagen der Hacken oder Sporen bei den Schlußtacten der musikalischen Schlüsse. Auf die Kenntniß dieser Musik gestützt, können wir mit Sicherheit behaupten, daß das Volkslied, beziehungsweise der Volkstanz — vielleicht die Eigenthümlichkeiten der Schlußtacte abgerechnet — gar nichts mit ihr zu thun hatte und das Volk so wie später auch früher nicht nach ihr zu tanzen wußte. Diese Passamezzi sind aber die Vorgänger jener „palotás“ (Palasttänze), welche am Anfang dieses Jahrhunderts auch „verbunkos“ (Werbertänze) genannt und nur von den oberen und mittleren Ständen getanzt wurden, schließlich aber in ein virtuoses Weinturnen ausarteten.

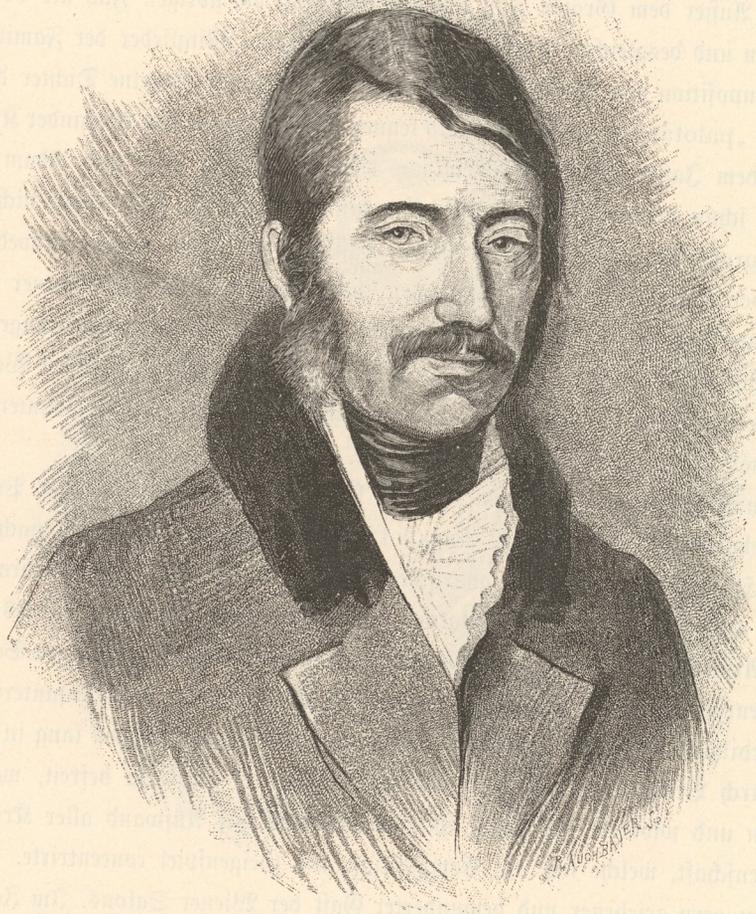
Schon im Laufe des XVIII. Jahrhunderts finden wir die Palastmusik viel geschmeidiger, melodischer, ja nationaler. Außerdem hat sie sich auch formell stark verändert, insofern sie statt der gewohnten acht und noch mehr kleinen Abschnitte des italienischen passamezzo nur aus einem Andante (schweigendes Lied), einem Werbertanz (toborzó) und einem Allegro bestand, wobei zu bemerken, daß Andante und Werbertanz durch die freien phantasieartigen Läufe einer reich figurirten kurzen oder langen Cadenz verbunden wurden, welche man später auch „figura“ oder „cifra“ (Verzierung, Schnörkel) nannte. Im Laufe unseres Jahrhunderts stand zwar der Zigeuner schon fast allein auf dem Podium des Vortragenden, aber so wie die Bildung von Musikbanden hing auch das Componiren vom Einfluß zahlreicher, dem hohen und mittleren Adel angehöriger Musikliebhaber ab, welche entweder auf eigene Kosten begabte Primgeiger (primás) und Banden ausbilden ließen oder auch persönlich im musikalischen Vortrag und der Composition von Palastmusik sich hervorthaten. So schwangen sich gewisse Zigeunerfamilien, deren Mitglieder ihre Instrumente bis zum heutigen Tag auf einander vererben, in der Ausübung der Kunst zu größerer Meisterschaft auf. Die älteste Figur dieser Familien ist Michael Barna, um 1737 Hof-Primgeiger des Cardinals Grafen Emerich Esáky, der ihm aus eigenem Antriebe unter sein lebensgroßes Bildniß den hohen Titel „Ungarischer Orpheus“ schreiben ließ. So hat auch das Zigeunermädchen Panna Czinka, deren

Künftler ruf bis in unsere Zeit lebendig geblieben, ihre Ausbildung auf Veranlassung des Grundbesizers im Gömörer Comitate Johann Lányi erhalten. Panna Czinka heiratete und beschenkte dann die Nation mit nicht weniger als dem Personal von zwei Musikbanden. Sie starb in hohem Alter (1772 im Gömörer Comitate) und ließ kraft letztwilliger Verfügung ihre Amati-Geige, die sie einst vom Cardinal Esáky zum Geschenk erhalten, an ihrer Seite begraben. Wir haben Anhaltspunkte dafür, daß jene Art des Ausbildens von Zigeunern, welche man in unseren Tagen an so mancher wilden Provinzbande vorzunehmen pflegt, schon im XVIII. Jahrhundert nichts Neues mehr war. Es hatte nämlich auch damals, so wie gegenwärtig, jeder ungarische Musikliebhaber seine eigenen Lieblingsweisen.

Bei öffentlichen Gastmählern und Unterhaltungen pflegte der Primgeiger diese Weise dem Betreffenden, an dessen Ohr herabgeneigt, vorzuspielen. Da begann dann die Lection, das heißt, der Zuhörer sang nun die richtige Melodie seinerseits dem Primgeiger so lange ins Ohr, bis dieselbe um eine Variation ärmer oder wohl auch um eine neue Wendung reicher geworden war. Daraus folgte schließlich nicht nur, daß der Zigeuner die Weise jedes Einzelnen kannte, sondern ohne Zweifel auch, daß die Palastmusik nationaler, melodischer und klangvoller wurde, zumal das Volkslied sowohl auf die Fachkundigen als auch auf die dilettirenden Protectoren von großem Einfluß war.

Im Laufe eines so gearteten Musiklebens erreichte die Palastmusik in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts ihre größte Entwicklung unter Mitwirkung geschulter Musikgestalten und echt magyarischer Componisten. An der Spitze einer jener Gesellschaften stand Graf Stefan Fáy, ein Musikfreund und Klaviervirtuose von gründlicher Bildung, auf dessen Ahnenschloß (in der Ortschaft Fáy des Abaujer Comitats) von Zeit zu Zeit zahlreiche Dilettanten zusammenzukommen pflegten. Man veranstaltete dort theils Orchester-, theils Streichquartettaufführungen bald von classischen Musikstücken (Haydn, Mozart), bald von neu entstandenen Werken der ungarischen Palastmusik. Die Chronik jener Zeit macht uns auch mit mehreren Mitgliedern dieser Gesellschaft bekannt, indem sie schreibt: „In dieser Musikgesellschaft gebührt der erste Platz mit Recht dem gräflichen Dirigenten (Stefan Fáy) selbst, der das Fortepiano, als leitendes Instrument, Dank einem über seine jungen Jahre und über alle Erwartungen weit hinausgehenden Talent, mit erstaunlicher Meisterschaft spielt. Johann Liszt, des hochlöblichen Szathmárer Comitates Chirurgus, verdient ob seines seltenen ausgezeichneten Talentes zum Musiciren der ungarische Orpheus dieser Gegend genannt zu werden. Er war ein trefflicher Geiger und zeichnete sich besonders durch die vollkommene Ausführung der nationalen Weisen aus. Von einer schätzbaren patriotischen Gesinnung gedrängt, verwandte er all sein Talent auf die Beredlung des ungarischen Liedes. Seine Wohlgeboren Herr Emerich Berziz de Jászó,

Táblabiró mehrerer hochlöblicher Comitate, der, auch in den Gesetzen des Generalbasses wohl bewandert, ein trefflicher Compositeur ist. Seine Wohlgeboren Herr Táblabiró Karl Tiszta de Selyeb, der von wegen seines mit angenehmer Stimme in italienischer Manier ausgeführten Gesanges, wie das zuweilen in den operalischen Stücken vonnöthen,



Johann Lavotta.

Erwähnung verdient. Seine Wohlgeboren Herr Ferdinand Leeb, wohnhaft zu Kaschau, ist erster Solo-Principal-Violonist, der bezüglich seines musikalischen Genies mit jedem im ganzen Lande berühmten Violinisten wetteifern mag und alle neuen Tonstücke prima fronte spielt“ u. s. w.

Das also wäre das wohlgeborene Táblabiró-Orchester und sein erlauchter Dirigent, welche sich um die Ausbildung der nationalen Musik keine geringen Verdienste erworben haben. Gegen Ende der Fünfziger-Jahre behandelte Graf Jáy auch in Zeitungsaufsätzen

unsere älteren Künstler und gab außerdem einige hochinteressante Hefte (vierhändig für Klavier) mit Werken von Johann Lavotta, Anton Csermák und anderen älteren Componisten heraus.

Einen ähnlichen Zweck verfolgte die Verlagsgesellschaft von Beszprim, in deren Auftrage Ignaz Ruzicska die Werke seiner tüchtigeren Zeitgenossen für das Klavier einrichtete. Außer dem Grafen Fáy erwiesen sich auch die übrigen Fáy als vorzügliche Componisten und desgleichen befaßten sich mehrere begabte Mitglieder der Familie Drezy mit der Composition von Musikstücken, ja es versuchten sogar einzelne Dichter dann und wann einen „palotás“ zu componiren. So kennen wir deren zwei von Alexander Kisfaludy, einen aus dem Jahre 1822 und einen von 1823; Verjeghy aber und Adam Horváth haben uns schon vorher viele schöne Weisen hinterlassen. Wir sind jedoch nicht in der Lage, die große Anzahl aller Jener Revue passiren zu lassen, welche entweder durch Spenden der eigenen Muse am Musikleben theilgenommen oder als Gönner die Ausübenden unterstützt haben; nur auf vier besonders hervorragende Erscheinungen müssen wir zum Schluß die Aufmerksamkeit der Leser lenken, vier Künstler, deren Werke einen wahren Wettstreit der Verleger erregt haben. Außer den schon oben erwähnten Lavotta und Csermák sind dies Bihari und Rózsavölgyi.

Johann Lavotta wurde am 5. Juli 1764 zu Puszta Födemes im Preßburger Comitath geboren und starb am 18. August 1826, nach Einigen zu Tállya, nach Anderen zu Mád. Er stammte aus kernmagyarischer Familie. Seine Schuljahre verbrachte er zu Preßburg und Tyrnau. Seine musikalische Begabung störte ihn schon damals in seinen sonstigen Arbeiten, was insbesondere seiner Stiefmutter Anlaß zu so heftigen Scenen gab, daß der feurige Jüngling sich einst geradenwegs als Gemeiner zum Infanterieregiment Prinz Ferdinand anwerben ließ und in dieser Eigenschaft zwei Wochen lang in Preßburg stand. Durch Vermittlung seines Vaters wieder von der Uniform befreit, wanderte er nach Wien und widmete sich einige Monate hindurch mit Aufwand aller Kräfte seiner Musikleidenschaft, welche sich auf Composition und Geigenspiel concentrirte. Er wurde damals ein gern gesehener und bewunderter Gast der Wiener Salons. Im Jahre 1786 ließ er sich an der Pester Universität als Hörer der Rechte einschreiben. Schon um diese Zeit hatte er das Glück, sich als Concertgeber auch die allerhöchste Zufriedenheit Kaiser Josephs zu erwerben. Bald darauf legte er den „Verböczy“ beiseite und warf sich völlig auf die Kunst, zuvörderst (1792) als Kapellmeister der in Ofen, später in Pest spielenden Protasewicz'schen Schauspielgesellschaft, noch weit mehr aber zur Ungebundenheit eines freien Künstlerlebens hingezogen. So gewann er sich das weite Ungarland. Wohin er immer kam, wurde er mit offenen Armen aufgenommen als ein zweiter Tinódi, der auf seinem Instrumente Lust und Leid der Nation zu verdolmetschen wußte; aber nirgends

hielt er sich lange auf und so zog er im Lande umher, bis endlich sein Geigenbogen die alte Macht einzubüßen begann und er schließlich am Hegyalja-Gebirge auf seinen Grabstein stieß.

Über Anton Csermák wissen wir weit weniger. Man schreibt ihm böhmischen oder mährischen Ursprung zu und will ihn romantischer Weise als Kind der Liebe irgend eines



Johann Bihari.

Magnaten gelten lassen. Csermák begann im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts sich mit ungarischer Musik zu beschäftigen, seine noch erhaltenen Werke bekunden ein starkes Talent und mehr künstlerische Gestaltungskraft, als bei seinen Zeitgenossen zu finden war. Er handhabte seine Geige ebenso meisterhaft wie Lavotta. Auch er war Kapellmeister zu Jászó, doch verdüsterte sich sein Gemüth, so daß er zeitweilig in stillem Irrsinn dahinlebte. Seine Frau verließ er und pilgerte wie Lavotta von Ort zu Ort, in klaren Augenblicken hinreißend durch sein Geigenpiel. Endlich starb er, gänzlich verkommen, zu Beszprim 1823.

Eine weitaus bessere Laufbahn wurde Johann Bihari zu theil, der nicht nur die Bewunderung des hohen und mittleren Adels genoß, sondern auch von den Fürstlichkeiten in Wien bei festlichen Anlässen gern gehört wurde. Seine Eltern waren Zigeunermusikanten, in Nagy-Abony (Preßburger Comitatz) wurde er 1796 geboren. Fünfzehn Jahre alt, machten ihn seine Genossen schon zum „Primas“. Nach Budapest kam er mit dem Cymbalschläger Franz Bakos, der später die Kunst aufgab und in seinem dreistöckigen Hause in der Grenadiergasse ein Gasthaus eröffnete. Um von dem gewaltigen Geigenpiel Biharis einen Begriff zu geben, braucht man nur an die Scene zu erinnern, wie er am 1. Juli 1815 bei dem großen Ballfest auf der Margaretheninsel zu Ehren der Großfürstin Katharina Pawlowna (Schwester der ersten Gemalin des Palatins Josef) mit so hinreißender Glut spielte, daß die Tanzenden vor Bewunderung zu tanzen vergaßen. Auf einer Kunstreise traf ihn zwischen Gyöngyhös und Hatvan ein verhängnißvolles Mißgeschick: sein Wagen stürzte um und er brach sich mehrfach den linken Arm. Keine ärztliche Behandlung vermochte die Folgeübel davon ganz zu heben. Wenn er auch deshalb nicht ganz und gar aus der Öffentlichkeit verschwand, ging es doch mit seiner Kunst abwärts und er gerieth in das tiefste Elend, woran freilich die verschwenderische Lebensweise des ehemals reichlich bezahlten Künstlers die Hauptschuld trug. Noch in den letzten Augenblicken seines Künstlerthums erlebte er die ergreifende Scene, daß mehrere Maguaten, vor denen er im „Brinyi“ spielte und die ihn in seiner Blütezeit gut gekannt hatten, ihm den lahmen linken Arm ganz mit großen Banknoten bedeckten. Der Künstler vergoß Freudenthränen und glaubte damals, seine alte Kraft würde ihm wiederkehren, aber es war nur das letzte Aufglücken der Flamme gewesen. Er starb am 26. April 1827. Johann Bihari war Naturalist, wie es die Zigeuner im Allgemeinen auch jetzt noch sind. Aus diesem Grunde waren es meist Andere, welche seine poetisch-schönen „palotás“-Weisen ausarbeiteten.

Die vierte hervorragende Gestalt ist Markus Rózsavölgyi. Das Andante der „palotás“-Musik bestand zu seiner Zeit schon aus zwei Theilen, nämlich nach dem Muster des Menuetts und deutschen Tanzes aus einem Theil und einem Trio. Der Stil Rózsavölgyis ist melodiös und in der Figurirung glänzend; in formaler Hinsicht fügte er zu den zwei Theilen noch vier hinzu, wodurch der „palotás“-Tanz eine Ähnlichkeit mit der französischen Quadrille gewann. So entstand die Musik des ersten „Kör“-Tanzes, zweifellos nach französischem Muster, wie mindestens der allererste „palotás“ in Nachahmung der italienischen Passamezzi. Rózsavölgyi wurde in Balassa-Gyarmat 1787 geboren. Er war von jüdischem Ursprung, sein früherer Name Rosenthal. Es ist nicht überflüssig, zu vermerken, daß zu jener Zeit der Zigeuner nicht der Einzige war, der die ungarische Musik ausübte, sondern daß er sich mit dem Juden daren theilte,

so zwar, daß in mehreren Gegenden gemischte, ja auch reinjüdische Musikbanden thätig waren. Dafür sprechen Esokonais Verse:

„Sieh, die Toponärer Juden ein jetzt schwenken,
Mit Musik den Schritt zu ihren Plätzen lenken.“ (,,Dorothea“, I. Buch.)

und nochmals:

„Wellauf klingt's von Fafs dürrer Holze plötzlich,
Einfällt seiner Bande Kling und Klang ergöglich.“ (Ebenda, II. Buch.)

und weiterhin:

„Brächtig schallt jetzt Fafs fettes Fidelstreichen,
Spielt des Palatinus Weise ohne gleichen.“

In jener Zeit hatten nämlich die Juden des Marktfleckens Toponár (Somogyer Comitát) eine berühmte Musikbande. Kózsavölgyi kam jedoch im Jahre 1806 nicht als Musiker nach Budapest, sondern als Handelsagent, um alsbald, ausschließlich seiner Musikleidenschaft zu leben. Seinen Namen magyarisirte er im Jahre 1824, als ihn der Beszprimer Musikverein zum besoldeten Mitgliede wählte. Seine tadellose Ausbildung ist durch zahlreiche Werke bezeugt, und daß er ein ausgezeichnete Violin-Virtuose war, haben auch die Wiener Blätter anerkannt, als er um 1835 zweimal im Hoftheater auftrat. Ein verhängnißvolles Ereigniß fiel mit seinem Tode zusammen: der Tod der „Palastmusik“. Kózsavölgyi starb 66 Jahre alt am 23. Jänner 1848. Die kriegerische Zeit, welche mit diesem Jahre begann, räumte auch mit der „Palastmusik“ auf, als Baron Béla Wenckheim den Csárdás in die Paläste einführte und dadurch dem ungarischen Tanze eine demokratische Färbung gab. Trotzdem bleibt der „palotás“ ein wesentlicher Bestandtheil der ungarischen Musik, zumal er auch für die Kunstmusik viel geeigneter erscheint als das unbändige Volksthümliche.

Es wäre für uns interessant, ja nothwendig, zu wissen, welchen Einfluß im Laufe des XVI. Jahrhunderts die deutsche, italienische und französische Musik auf unsere Palastmusik hatte. Sichere Kenntniß erlangen wir durch das Studium der Lautenschläger verschiedener Nationalität, welche sich dazumal mit der Tanzmusik der verschiedenen Völker befaßten. Außer der Laute, diesem Instrumente der Poeten und Virtuosen, dienten damals zum Vortrage der Palast- und Volksmusik dieselben Instrumente wie jetzt. Der Geige thut auch Tinódi Erwähnung. Eine Gattung derselben, die sogenannte polnische Geige, ist wahrscheinlich gerade die jetzige, denn sie wurde aus Polen herübergebracht, auf dem nämlichen Wege, welchen damals auch andere ausländische Waaren nahmen, um hereinzukommen. Form und Bau der älteren Geige sind pünktlich beschrieben in der zu Freiburg 1683 erschienenen politischen Spottschrift: „Ungarische Wahrheits-Geige“. * Die Pfeifer,

* Bartakus, „Neuere Beiträge.“ Akademische Hefte 1882.

lateinisch *fistulatores* genannt, die im kriegerischen, wie im bürgerlichen Leben eine Rolle spielten, sind ganz dieselben, welche man im Soldatenleben onomatopöisch „*táragató*“ (Feldtrompete) nannte. Die „*táragató*“-Pfeifen waren von kleinerem und größerem Kaliber, ganz wie das Clarinett unserer Tage, zu dem sich der „*táragató*“ vervollkommen hat. Zu streiten wäre darüber, welche Rolle die Zither in der ungarischen Musik gehabt und wann sie ihren Platz dem Cymbal geräumt hat. Da die damaligen lateinischen Schriftsteller und die Verfasser der späteren Wörterbücher in der Benennung der Instrumente keineswegs verlässlich sind, ist es nicht unwahrscheinlich, daß die im XVI. Jahrhundert erwähnte Zither den aus Italien stammenden Cymbal zu bedeuten hat. So bezieht sich in dem Tagebuch Ludwigs II. aus dem Jahre 1525 der Ausdruck „*Citharam tangere*“ eher auf das Cymbalschlagen als auf das Zitherspielen. Mit Bezug auf letzteres wäre zu merken, daß man im lateinischen Verkehr das Spielen von klingenden Instrumenten im Allgemeinen mit „*canere*“ auszudrücken pflegte, was auch die weiter oben erwähnte Grabinschrift Bafforts bekundet.

Die Volkslieder im Allgemeinen, also auch die magyrischen, entstehen unter Mitwirkung der nämlichen Factoren, unterscheiden sich aber nationell von einander. Diese Factoren sind: Sprache, Klima, Temperament, politische und sociale Verhältnisse.

Die Sprache ist unter den erzeugenden Elementen das wichtigste, ja einfach unentbehrlich; sie ist es ja, welche der Melodie ihre Grenzen steckt; das Maß der Worte verleiht der rhythmische Fluß, die Verszeilen und Strophen machen das Ganze verständlich und genießbar. Hinsichtlich der Wichtigkeit der Sprache können wir im Allgemeinen hervorheben, daß alle Volksmusik insoweit primitiv oder wohlausgebildet ist, als es die Qualität des Bodens, beziehungsweise der Sprache gestattet. In unserer Sprache ist jene Eigenthümlichkeit zu suchen, welche den magyrischen Choriambus (— ∪ ∪ —), das wesentliche metrische Element unserer Volkslieder, auffallend von dem der Völker arischen Ursprunges unterscheidet. Nicht unwahrscheinlich, daß diese Eigenthümlichkeit einerseits durch den auf die Thesis fallenden gewöhnlichen Accent, andererseits durch eine eigenartige Dehnung des letzten Wortes im Satze bedingt ist, wie wir sie bei den Palóczen, besonders aber bei den Székclern wahrnehmen, dagegen fällt der Accent bei den arischen Gruppen, besonders auch im Deutschen, gewöhnlich auf die zweite Silbe und die Wörter auf „en“ haben einen so kurzen nasalen Klang, daß sie sich nicht einmal zwangsweise zu einem magyrischen Choriambus gestalten würden. Daher rührt eine zweite Eigenheit des magyrischen Versbaues; die choriambische Aussprache erfordert nämlich die Auflösung der Verszeilen in kurze Sätze (aus denen sich einzelne musikalische Tacte bilden), wobei die Endsilben des einen Satzes nicht in den anderen hinüberreichen dürfen, da dies der Eigenart des Choriambus zuwiderlaufen und, indem die Endsilbe auf den betonten Theil des folgenden

Textes fiele, unser rhythmisches Gefühl unangenehm berühren würde. Der magharische Versbau hat seinen Ursprung im Volksthümlichen. Schon im XVI. Jahrhundert haben Tinódi und seine Zeitgenossen ihn gepflegt, obgleich sie metrisch fehlerhafte Werke schrieben, während sie die Angabe des Satzbaues pünktlich befolgten. Auch die besseren Volkslieder unserer Zeit entsprechen diesen Anforderungen und Fehler finden sich höchstens bei unerfahrenen Poeten oder in solchen Texten, welche irgend einer beliebigen Melodie hinterher angepaßt wurden. Aus den magharischen Choriamben folgt von selbst die paarige Tactart der magharischen Volkslieder. Ausnahmsweise finden sich zwar auch unpaarige als fremde Beimischung, aber nur in gewissen rhythmischen Verhältnissen unter die paarigen eingetheilt, selbständige unpaarige aber niemals. Alle diese Eigenheiten haben ihren Ursprung in der Sprache, und welchen Einfluß diese auch auf das metrische, rhythmische, ja melodische Schaffen hat, das beweisen die verwandten Sprachen, welche mehr oder weniger verwandte Melodien hervorbringen.

Den Einfluß des Temperaments, die geographischen Unterschiede des politischen Lebens, der religiösen und socialen Verhältnisse nachzuweisen, ist zwar leicht, fast unmöglich aber ist es, den Entstehungsort der neueren Lieder zu bestimmen, da auch die Volkslieder mit Dampfkraft in alle Winkel des Landes eingeführt werden. Was das Alföld singt, dasselbe hören wir jetzt auch in den Carpathen, in den Székler Alpen, an den Ufern vom Plattensee und Neusiedlersee, in allen Richtungen der Windrose, höchstens mit einigen Varianten, was der betreffenden Melodie bald zum Nutzen, bald zum Schaden gereicht.

Nach einer festgewurzelten Meinung ist die Stimmung unserer Musik und unserer Volkslieder im Allgemeinen die des elegischen Leids, des tiefen Schmerzes, und wählt daher naturgemäß eine Moll-Tonart mit erweiterten Secundestufen. Nicht nur Fremden ist diese Eigenthümlichkeit unserer Musik aufgefallen, sondern sie ist auch in einigen magharischen Sprichwörtern erwähnt: „Weinend erlustigt sich der Magyare“; — „Traurig ist das Lied des Magyaren wohl schon seit dreihundert Jahren.“ Was nun das anbetrifft, kann es wohl schon seit einer viel längeren Frist traurig gewesen sein, doch würde man sehr irren, wenn man alles dies im wörtlichen Sinne nehmen wollte. Denn unserer Nation fehlt es durchaus nicht an heiteren Stimmungen.. Ja sie ist sogar in demselben Maße tobend in ihrer Freude als niedergeschlagen in ihrem Schmerze; an Gründen dafür läßt es unsere Geschichte nicht fehlen.

Aus dem oben erwähnten Grunde kann man nun zwar keine geographische Übersicht unserer neueren Volkslieder aufstellen und die fruchtbareren Gegenden bezeichnen, sowie den Einfluß ihrer kirchlichen und socialen Verhältnisse abwägen; über die älteren jedoch läßt sich, theils auf die Natur des Stoffes gestützt, theils mit Hilfe der Geschichte, in dieser und jener Hinsicht eine sichere Meinung gewinnen.

Betrachten wir zuerst den Einfluß der fremden Elemente. Wir dürfen wohl behaupten, daß das magyariſche Volk, als es nach Pannonien kam, ebenso liebesfroh war wie heute. Wir haben hiſtorische Daten, nach denen — um von Anderem zu ſchweigen — ſogar die Geſetze geſungen wurden.

Die Volkslieder und die aus denſelben hervorgegangene Volks- oder Tanzmuſik übten ihre Wirkung auch auf die fremdsprachigen Nachbarvölker.

Als die Ungarn 1151 in Gemeinschaft mit den Böhmen und Polen als Verbündete des großen Fürſten Jaroslaw kämpften und mit allem Siegespomp in Kiew einzogen, wo die Einwohner ſie mit Feſtmahlen ehrten, ſchätzte ſich jedes Haus glücklich, in welchem ungarische Muſik erklang.*

Welche Blüte unſer Volkslied ſeit jener Zeit erlebt hat, dafür finden wir vierhundert Jahre ſpäter (1544) einen verläßlichen Beleg im Epilog der Neu-Szigeter Ausgabe von Sylveſters (des ſpäteren Wiener Univerſitätsprofessors) Bibel: „In ſolchen Geſängen, inſonderheit in den Blumengeſängen, darin jeglich Volk des ungarischen Volkes ſcharfen Sinn im Erfinden bewundern konnte, was nichts anders iſt denn ungarische Poeſie. Da ich bei ſolch herrlicher Sache ſolch gemeines Beiſpiel brauche und gleichſam im Miſte Gold ſuche, iſt es mir nicht darum zu thun, die Eitelkeit zu loben, ich lobe nicht das, wovon ſolche Geſänge handeln, ſondern ich lobe den edlen Gebrauch der Rede.“ Als dieſer Epilog in Neu-Sziget gedruckt wurde, da hatte ſich ohne Zweifel unter den Völkern Ungarns ſchon endgiltig jene muſikaliſche und ſprachliche Vermischung vollzogen, welche wir an zahlloſen Wörtern und am muſikaliſchen Rhythmus der magyariſchen Sprache beobachten können.

Demgemäß reihten ſich an die Choriamben unſere Volkslieder, wie wir oben geſehen, die unpaarigen Tactarten und außer dieſen ſolche paarige, deren Maße, vom Choriambus abweichend, einander gleich ſind. Die unpaarigen hat, wie der Rhythmus   ſelbſt beweist, unſer Volk von den Polen entlehnt, unter die paarigen gemiſcht und in ſolcher Weiſe bis auf den heutigen Tag bewahrt. Solche Lieder wirken nicht nur nicht ſtörend, ſondern bewirken vielmehr eine ſehr intereſſante Abwechslung. Wir führen als Beiſpiel nur eines von den Székleriſchen an:



Steht am Dor = feſ	End' ein klei = nes	Stüb = chen,
Und die Wieg' ein	klei = nes Mägd = lein	ſchwin = get,
Schließ die Aug = lein,	Lämm = chen mein, die	from = men,

* Geſchichte von Galitiſch und Wend. S. 481. Engel.



Und da = rin = nen in der Wieg' ein Büb = chen
 Und da = bei mit sü = ßem Mund sie sin = get:
 Bist durch Sie = be ja zur Welt ge = kom = men.

Polnischen Ursprunges sind auch die zusammengezogenen (synkopirten) Rhythmen, wogegen die paarigen und gleichgemessenen mit den slavischen und romanischen Rhythmen identisch sind. Auf welche Art aber der Slave, der Romane und der Magyare diese Rhythmen mit der Melodik vereinigt, das ist in den Liedern aller drei Nationen sofort zu erkennen.

Der Grund des Unterschiedes ist, da alle drei denselben Rhythmus verwenden, nicht in diesem selbst, vielmehr im nationalen Temperament, in der politischen Stellung und im gesellschaftlichen Leben der Betreffenden zu suchen. Im slavischen Volkslied äußert sich ein sanfter Humor, ein sanftes Leid, beides sehr gemäßigt. Im Romanischen finden wir mehr trübsinnige Eintönigkeit, mehr Klagemäßiges; durch seine erweiterten Secundestufen, welche es, wenn auch selten, ebenfalls anwendet, gewinnt es eine gewisse Wildheit und begnügt sich mit dem dudelsackmäßigen ewigen Gebrumm der Tonica und der Dominante. Das Magyarische ist von alledem das völlige Gegentheil. In Freud und Leid bleibt es selten auf der Mittelstraße, seine Leidenschaft ist fast unbezähmbar und es sucht daher selbst über den Tonzirkel der Octave hinüberzuschweifen, indem es sich auch mit Unter- und Ober-Dominante und jeder parallelen, ja selbst in anderer Musik ungewöhnlichen Harmonie paart.

Die obige rhythmische Mischung der magyarischen Volkslieder war für das magyarische Volk weit vortheilhafter, als wenn es ausschließlich über seine Choriamben zu verfügen hätte. Das Tauschverhältniß zwischen den Völkern Ungarns darf man, trotz künstlich gehegter Nationalitätsfragen und Bitterkeiten, ein fortgesetztes nennen. Es entstehen magyarische Volkslieder mit slavischem und romanischem Elemente vermischt, und hinwiederum hört man bei Leuten romanischer, besonders aber slavischer Zunge die magyarischen Choriamben.

Werfen wir nun einen Blick auf den Einfluß der Kirche. Da in älteren Zeiten die Kirche die einzige Lehrerin des Volkes war und nur im kirchlichen Geiste lehrte, ist es natürlich, daß die so erlernten Kirchenlieder auch auf die Entwicklung des Volksliedes maßgebend einwirkten, und zwar sowohl die römisch-katholische als auch die protestantische Kirche, jede in einer eigenen Richtung. Es bildeten sich dadurch zwei eigenthümliche Arten von Melodik aus. Das Volk der römisch-katholischen Kirche bediente sich verzierterer Melodien, worauf auch die kirchliche Instrumentalmusik von Einfluß sein mochte, wofür

aber nicht minder in den Schlüssen mancher Lieder von Kájoni und dem Fürsten Paul Eszterházy Muster zu finden sind. Zum Beispiel:



Die Protestanten ahmten die poetisch schönen Melodien Goudiméle's nach und haben letztere bis auf unsere Zeit ihre puritanische Einfachheit bewahrt; so waren sie aber auch zur Zeit des Stefan Katona von Gelej, der die Orgel, wie überhaupt die kirchliche Instrumentalmusik verpönte.

Die Einwirkung der katholischen und protestantischen Kirche ist so deutlich zu erkennen, daß man, was die alten Melodien betrifft, mit großer Wahrscheinlichkeit ihren kirchlichen Ursprung erweisen kann. So stammt das Lied „Hei, Kákóczy, Beresényi!“ von den Anhängern Calvins, dagegen zeigen das Historienlied über Stefan Kádár, für dessen Entstehung das Jahr 1660 anzusetzen ist, und auch wieder Kákóczy's Gebet, welches das Széklervolk aus Anlaß des endgiltigen Abschieds des Fürsten sang, trotz ihrer rein volksthümlichen Stimmung das Gepräge der römisch-katholischen Kirche. Die beiden Kirchen haben indeß einen gemeinsamen Charakterzug in den kirchlichen Tonarten. Diese Tonarten sind den Volksliedern beider Confessionen gemeinsam in ihren Schlußcadenzen, welche die Musiker unserer Zeit unrichtig zu bringen pflegen. Von Zeit zu Zeit haben diese Einwirkungen ganz aufgehört, und das Verdienst, den ersten Schritt dazu gethan zu haben, gebührt den Cantoren der beiden Confessionen, welche in ihren zu festlichen Anlässen, besonders für Begräbniß-Ceremonien verfaßten Gesängen instinctiv mehr im Sinne des Volkes als der Kirche schafften. Dies begann sich hauptsächlich im Rhythmus zu äußern. So hat beispielsweise, nach verläßlicher Quelle, das Volk von Zala-Egerszeg den Mariä-Himmelfahrtsgefang, welcher mit den Worten: „Der heiligen Himmelsstadt“ beginnt, schon vor 80 Jahren folgendermaßen gesungen:



Andererseits blieben auch die Reformirten nicht zurück. Aus folgender Melodie, welche Goudiméle auf den XVI. Psalm geschrieben,



hat man ein Volkslied gemacht, welches sich dann unter dem Geigenbogen der Zigeuner in folgenden Csárdás verwandelte:



Unsere Volkslieder sind formal nicht von einander verschieden; sie haben Abschnitte aus zwei sehr kurzen melodischen Zirkeln, welche nach der Theorie des musikalischen Zirkels auch als Eins gelten können. Unter diesen — um nicht jeden gewohnteren Gang der Melodien zu erwähnen — sind diejenigen eigenthümlich, deren erster Halbzirkel im zweiten — wie ein Jugenthema — im Tonzirkel der oberen Quinte sich wiederholt.

Ihrem Charakter nach gehören die Volkslieder jedoch verschiedenen Gattungen an; es gibt z. B. historische, patriotische und Soldatenlieder, Liebes-, Scherz-, Spott-, Trink- und Betyärenlieder.

In der Sammlung von Johann Erdélyi (1846 bis 1848) zeigt sich folgendes Verhältniß: Liebeslieder gibt es darin 712, geschichtliche 28, patriotische und Soldatenlieder 63, Trinklieder 93, Spott- und Scherzlieder 94, „Betyären“-Lieder 50. Sonach gehört wohl der Löwenantheil den Liebesliedern, in Bezug auf ihren inneren Werth jedoch ist kaum eine Kategorie der anderen vorzuziehen. Die Soldatenlieder vertheilen sich gleichmäßig auf Feldherren, Officiere, Gemeine. Der Tod eines alten Majors wird mit soldatischem Humor besungen:

Nah ist dir des Todes Röcheln,
Wisch' den Staub drum von den Knöcheln,

Schon erwartet dich das Grab,
Drum heißt's jetzt: Alons, Marsch ab!

Ein anderes Mal wird der beliebte Hauptmann befragt:

Wann marschiren wir, mein lieber Kapitän?
Morgen, morgen, übermorgen,

Donnerstag, seid ohne Sorgen,
Meine lieben Krieger!

Der ehemalige gemeine Soldat, der so viel von „Wältschland“ zu fabeln wußte, wird durch folgende Zeilen treffend charakterisirt:

Alle Wetter dieser Krieger,
Unfehlbarer Herzbefieger,

Muß von Land zu Lande irren,
Sein Gesicht doch Rosen zieren.

Es ist nur natürlich, daß in der Heimat des guten Weines auch die Weinlieder ausgezeichnet gedeihen. Die folgenden Zeilen, welche man in charakteristischer Melodie in den höchsten Tonregionen wild gesungen denken muß, geben ein gelungenes Bild volksthümlicher Naserei:

Hab' ich erst erwischt den Teufel,
In den Sack ich stopf' ihn,

Und je mehr er springt, je mehr auch
Beutle ich beim Schopf' ihn.

Die Spottlieder sind voll naiven Übermuths und prickelnden Humors. Die folgenden vier Zeilen besingen eine Ortschaft in paarigen und unpaarigen Tacten, welche die treuesten Interpreten der Stimmung sind:

Bafscher Hanf wächst g'nug zum Spinnen,
Bafsche Männer sind von Sinnen,

Während sie beim Fenster schauen,
Küssen Andre ihre Frauen. — Und wahr ist's!

Eine große Rolle spielen in jeglicher Art von Volksliedern die Ortsnamen, Gebirge, Flüsse, Dörfer, Städte, Blumen, Früchte, mit einem Worte alle Gegenstände des Volkslebens; ein gemeinsamer Zug ist ferner die bilderreiche Sprache, welche nur auf den ersten flüchtigen Blick als Nothbehelf für den Reim erscheint. Man nehme z. B. den „Hanf von Bafsch“ in dem vorhergehenden Gedichte! Und doch ist in Wahrheit selbst zwischen diesen lockeren Theilen irgend ein ideeller Zusammenhang, eine Congruenz. So ist das eben angeführte Beispiel dahin zu deuten, daß die Männer in Bafsch noch nichtswürdiger sind als ihr Hanf. Viel schwerer ist es folgende Bilder zu verstehen:

Fortgegangen ist der Sóvárer Apfel,
Nachgegangen ihm der weinfaure Apfel,

Und es fragt ihn der rothe süße Apfel,
Wohin ist wohl 'gangen der Sóvárer Apfel?

Aus der Fortsetzung dieses heißenden Spottverses erhellt, daß unter dem Sóvárer Apfel der treulose Liebhaber, unter dem weinfauren Apfel ein Bote zu verstehen ist, den der rothe Süßapfel, das heißt das alte Mädchen (volksthümlich das große Mädchen) auf die Suche nach dem Treulosen schickte.

Übrigens spielt der Apfel, namentlich in den Liebesliedern, keine kleine Rolle. Als Beispiel diene ein kurzes Gespräch zur Zeit, da nach dem schamhaften Augenniederichlagen bei der Geliebten ein klein wenig Koketterie wieder zur Geltung gelangt:

Schwälbchen suchst zum Nisten einen Platz,
Was hast in der Schürze, du mein Schatz? —
Habe Äpfel, kleine, rothe, rothe, rothe drein,
Kofte nur, sie schmecken rein, wie Wein.

Jede dieser Gattungen ist auf einen Namen zurückzuführen, von dem sie ihren Ursprung hat, und es wäre nicht uninteressant, den Stammbaum der verwandten Melodien



Allegretto.



E-resz a-latt fészkel a fecs-ke. Mi van a kö-tődbe menyecske?



Pi-czi pi-ros alma, bo-bo-bo-bo-bor-i - zü: Kostolja kend, jaj be jó í-zü.

„Schwälbchen sucht zum Nisten einen Platz.“

aufzustellen. Dabei würde sich mancher Mißbrauch in der Verbindung von Texten verschiedenen Inhalts mit fremden Melodien finden, welches Verfahren jedoch schon seit König David auch bei den Künstdichtern gebräuchlich geworden ist, wenn es auch nur selten glücklich ausfällt; denn wenngleich die Stimmung des Textes zu der aufgenommenen fremden Melodie paßt, kann dieselbe trotzdem der Declamation vollkommen zuwiderlaufen.

Jede allgemein beliebte Melodie lebt mindestens ein Jahrhundert lang; ja, die volkstümlichen Balladen, oder diejenigen, die sich auf große nationale Ereignisse beziehen, leben ewig und erzeugen unzählige neue. Wir wollen nur einige Beispiele anführen. „Komm mit mir Du, komm, mein Held, Du in die Schlacht . . .“ Dieses alte Lied und wahrscheinlich auch dessen Melodie hat Gyöngyösi im XVII. Jahrhundert verfaßt. Im vorigen Jahrhundert verschmolz es, unter einigem Variiren der Melodie, mit einem Historienlied, welches folgendermaßen beginnt: „Ofen, o, Hunnia liegt vor dem Türken da“ und, nachdem es die guten und schlimmen Tage Ofens besungen, mit der schließlichen Vertreibung der Türken endigt. Auch dieser Text stammt nicht aus dem Volke, war aber im Volke verbreitet und Schreiber dieser Zeilen hat Bruchstücke davon 1872 zu Mezö-Kövesd noch vom Volke singen hören. Die stetige Entwicklung der Literatur hat zwar dieses Lied, sammt Gyöngyösi, in den Hintergrund gedrängt, seine Melodie jedoch hat bei den Székeln mit einem anderen Texte einen neuen Bund geschlossen und daraus ist das Selbstgespräch eines Heiratslustigen geworden, welches mit den Worten beginnt: „Möchte wohl heiraten, weiß nicht, was ich thun soll“. Schließlich ist daraus unter wesentlicher Änderung von Melodie und Rhythmus das Lied geworden: „Drück' den Hut ich in die Augen“, in welcher Eigenschaft es in Sziglietis „Deserteur“ (szökött katona) auch auf die Bühne gelangt ist. Desgleichen hat das oben erwähnte Historienlied über Stefan Kádár zu Anfang dieses Jahrhunderts noch gelebt, der den Tod des Helden behandelnde Text war jedoch mit einem Gedicht von ganz anderem Inhalt vertauscht worden. Der ursprüngliche Text gerieth also außer Verkehr und erhielt sich nur noch unter den landstreicherischen Bettlern, die auf den Jahrmärkten der Dreißiger-Jahre mit weinerlicher Stimme folgende, auf die Schlacht von Pápolcz bezügliche Anfangszeilen desselben herunterzuplärren pflegten:

„Kádár hob die Augen auf zu Himmels Höhen,
Rief: Mein Herr, mein Jesus, komm, mir beizustehen!“

Die Székler singen, wenn auch nicht allgemein, doch in manchen Ortschaften noch heute ihre altväterisch schmachhaften, in kirchlicher Tonart gehaltenen Balladen, welche aus viel älteren Zeiten als die eben genannte erhalten geblieben sind. Nach der

Überlieferung ist, als die Braut Franz Rákóczy's II. in Sáros-Patak anlangte, folgendes Lied entstanden, welches noch heutigentags zu den schönsten zählt:

„Schwäblein, flieg' an ihre Scheiben,
 Bid' um Einlaß, dort zu bleiben,
 Meld': ich kauf' 'nen Silberrahmen,
 Schreib' mit Gold drein ihren Namen.

Mal' ihr Bild auf's Demantplättchen,
 Berg' es im Rubinenlädchen,
 Und ihr Namenstag soll werden
 Heil'ger Festtag hier auf Erden.“

Nachdem die Rákóczy'sche Bewegung zu Boden geschlagen worden, entstanden jene leidvollen Lieder, aus deren Summe sich zu Anfang unseres Jahrhunderts der mit dem Namen Rákóczy verknüpfte nationale Marsch entwickelt hat, der wohl nur mit dem letzten magyarischen Laut zugleich für immer verhallen wird. Eine Variation jener traurigen Lieder, in Siebenbürgen entstanden, wie schon ihre Verwandtschaft mit dem romanischen Element beweist, ist eben jetzt im Aussterben begriffen. Ein als Kunstkenner und Kunstgönner hervorragender Magnat, Graf Franz Bethlen, war der letzte, der dieses Lied in den Vierziger-Jahren durch sein künstlerisch geschultes Zigeuner-Orchester spielen zu lassen pflegte.

Da sich dormalen Niemand mehr an diese interessante Variation erinnert, wollen wir wenigstens ihre Melodie vor dem Untergange bewahren:

Langsam.

Gemäßigt.

Daß nicht nur das Volk, sondern auch die Mittelclasse der Bevölkerung pietätvoll an ihren alten Liedern hängt, und daß diese Volksmelodien die Betreffenden stets zu begeistern vermögen, das haben die Pringeiger der Zigeuner bald weggehabt. Daher wußten sie, um das Nationalgefühl auszubeuten, am Anfang dieses Jahrhunderts den beim Weinglase dahinbrütenden Patrioten nicht nur mit den erwähnten Liedern, sondern auch mit dem Liede König Belas des Blinden aufzuwarten. — Doch genug nunmehr über das zähe Leben der historischen Lieder. —

Die Volkslied-Dichter lassen sich in zwei große Gruppen theilen: die eine ist die des niederen Adels, die andere die des Volkes.

Da Ungarn ein Poetenland ist, finden sich in der Mittelclasse ebenso viele Componisten von Melodien als Verfasser von Gedichten.

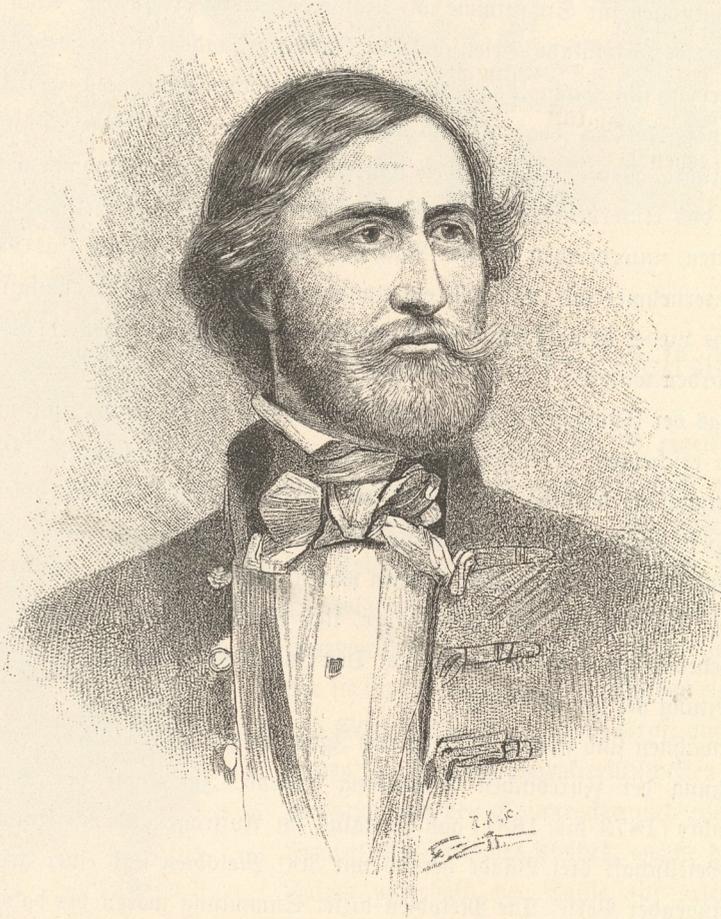
Die Lieder der Mittelclasse unterscheiden sich von den rein volksthümlichen theils durch den Inhalt ihres Textes, theils durch den Tonumfang und Schluß ihrer Melodien. Dies ist eine natürliche Folge des höheren gesellschaftlichen Standes, der weiteren Bildung und des musikalischen Lebens.

Aus dieser Gruppe der Mittelclasse ist im Laufe der Vierziger-Jahre Benjamin Egressi hervorgegangen, der würdige jüngere Bruder des großen dramatischen Darstellers Gabriel. Benjamin Egressi wurde 1813 zu Sajó-Nazincz (Borsoder Comitát) geboren. Er besuchte die Schulen in Miskolcz und Sáros-Patak. 1837 wurde er Mitglied des Nationaltheaters und starb in Budapest am 19. Juli 1851. Eine ungewöhnliche poetische Begabung ging bei ihm Hand in Hand mit gründlicher musikalischer Bildung. Gleich Anfangs sicherte er sich durch seine preisgekrönte Nationalmelodie zu Vörösmarty's „Szózat“ (Weckruf) selbst für den Fall, daß er weiter nichts componirt hätte, ein ehrenhaftes Gedächtniß, das sich auch jetzt noch bei jedem nationalen festlichen Anlaß erneuert. Aber Egressi hat auch viel geschrieben. Er ließ ein Lied auf das andere folgen, sämmtliche von urwüchsiger Schönheit; sie waren drei Jahrzehnte hindurch in allen Concertsälen von Budapest und der Provinz auf der Tagesordnung. Eigentliche Kunstlieder sind es nicht, wohl aber künstlerische Volkslieder, und sie bedeuten eine Zeit des Überganges zur Kunstdichtung.

Das Volk wirft sich niemals aus epidemischem Poetenfieber aufs Liedermachen. Wer also instinctmäßig Lied und Weise improvisirt, aus dessen Werkstatt kommt die echte, unmittelbare Naturdichtung in Umlauf. Ein Arany und Petöfi pflegt seine Originalentwürfe selbst durchzufeilen; der Sohn des Volkes aber würde, selbst wenn er schreiben könnte, kein Concept aufsetzen, sondern seine Improvisation würde, von Mund zu Munde gehend, im Rollen über alle Zungen sich so lange schleifen und bessern, bis sie das Nonplusultra erreicht hätte.

Jede Gemeinde hat ihre Märchenerzähler, welche zugleich Verse machen und singen. Leider sind, wie in den höheren Kreisen, so auch beim Volke, gerade sie die ärmsten, sie sind sozusagen die Armen der göttlichen Gabe.

Zu Anfang der Siebziger-Jahre sammelte der Schreiber dieser Zeilen zwei Sommer hindurch Volkslieder in den Comitaten Heves, Borjod, Zemplén, Gömör und bei den



Benjamin Egri.

Széklern. An so manchen Orten hat es ihn überrascht, daß die einfachen Töchter des Volkes die Lieder in eine Art Album zusammenschreiben, und anderwärts wieder, daß sie beim Dictiren eines Liedes, wenn ihnen irgend eine Strophe nicht einfiel, sofort eine andere improvisirten.

Die Zahl der Volkslieder läßt sich statistisch nicht genau nachweisen. Schreiber dieses hat als Resultat seiner obenerwähnten Sammlungen 800 solche Melodien aufzuweisen, welche noch nicht im Druck veröffentlicht waren. Aber fast ebenso viele hat er

gehört, die theils schon publicirt, theils unreifes Gewächs waren und daher des Aufschreibens nicht werth schienen. Da aber diese Sammelarbeit sich nur auf obgedachte Punkte beschränkte, ist anzunehmen, daß jene Zahl für ganz Ungarn, die älteren Publicationen hinzugerechnet, mindestens dreifach zu nehmen sein wird.

Von den erwähnten Liedern sind bis auf unsere Tage mehrfache größere oder kleinere Sammlungen für Singstimme mit Klavierbegleitung erschienen. Auch auf diesem Gebiete gebührt der Kiszfaludy-Gesellschaft die Initiative, indem sie mit der Aufarbeitung des für die Erdélyi'sche Sammlung bestimmten musikalischen Materials, beziehentlich des Melodienschatzes, Johann Fogarasi und aus der Reihe der ungarischen Musiker Johann Travnyik betraute. Neben diesen beiden figurirt als Herausgeber Johann Erdélyi, doch mußte leider das Unternehmen schon nach der Ausgabe von zwei Hefen, welche zwölf Lieder enthielten, unterbrochen werden. Nach der Kiszfaludy-Gesellschaft trat Gustav Emich als Privatunternehmer auf und gab ein umfangreiches, 100 Lieder umfassendes Buch heraus, welche Lieder damals schon durch den beliebten Volksänger Füredi auf der Bühne heimisch geworden waren.

Anfangs der Fünfziger-Jahre (1852) begann Gabriel Mátrays allgemeine Lieder-sammlung zu erscheinen, deren Hauptzweck neben der Veröffentlichung der Melodien mit Klavierbegleitung die deutsche Übersetzung der Verse war. Dies Unternehmen hörte mit dem dritten Hefte (in welchem keine deutsche Übersetzung mehr vorhanden war) auf, nachdem im Ganzen 93 Melodien mitgetheilt worden waren.

Später, Anfangs der Sechziger-Jahre, ließ Bartalus bei der Firma Kószavölgyi 101 Volkslieder in einem Bande erscheinen. Den Inhalt bildeten theils neue Lieder, theils eine Umarbeitung der Füredi'schen.

Zu erwähnen sind noch zwei Hefte von Ignaz Bognár, je 50 Lieder enthaltend und eine Fortsetzung der Füredi'schen Sammlung bildend. Im Laufe der Siebziger- und Achtziger-Jahre (1873 bis 1881) gab Bartalus im Auftrage und mit Unterstützung der Kiszfaludy-Gesellschaft drei Bände heraus mit 300 Melodien und einer großen Anzahl danach zu singender Verse. Die Melodien dieser Sammlung waren bis dahin noch nicht gedruckt. Zum Schluß sind die Bände der Raaber Sammlung zu erwähnen, welche noch gegenwärtig fortgesetzt werden und alle bisherigen an Zahl der mitgetheilten Melodien bereits überholt hat.

Wir haben schon oben gesehen, daß sich das Volkslied als Tanzmusik während der Vierziger-Jahre auch in den Palästen heimisch gemacht hat. Diese Verpflanzung war bedingungslos. Das Volk nämlich hat seine Tanzmusik nach der Csárda (ländliche Schenke), zwischen deren Lehmwänden es sich in seiner guten Laune zu unterhalten pflegt, „Csárdás“ benannt, und dieses Wort haben auch die Bewohner der Paläste beibehalten.



Die ungarische Volkstracht.

Jahrhunderte lang hat es einen einzigen Weg gegeben, auf dem das ungarische Volk mit Westeuropa in Berührung treten konnte, aber dieser Weg — der der Kriegszüge und nicht der Weg des friedlichen Handelsverkehrs — war nicht geeignet, es mit den Erzeugnissen der europäischen Industrie bekannt oder gar sie ihm werth zu machen. Auf den eigenen Verstand und Geschmack, auf die eigene Kraft angewiesen, bezog es den Stoff zu den charakteristischsten Stücken seiner Kleidung von den Spinnrocken und Webstühlen seiner Frauen; die Form des Kleides, welche durch die weiten Falten unterhalb der Taille auf orientalische Überlieferung schließen läßt, wurde durch weibliche Kunstfertigkeit nach persönlichem Geschmack oder localer Gewohnheit vorgezeichnet. Die Leinwand war so ungefähr gut für Alles. Es wurden allerdings starke Ansprüche an sie gestellt. Die Extreme unseres Klimas sind ja bekannt. Der heiße Sommer und mit ihm die Hauptbeschäftigung unseres Volkes, der Ackerbau, aber auch, besonders in älterer Zeit, das Hirtenleben und



das von Weidem unzertrennliche Reiten erforderten luftig-kühles, weißes, weitfaltiges, leichtes Gewand. Das war so recht, was die Leinwand bieten konnte. Andererseits verlangte der Schauplatz seiner Beschäftigung: Wald, Feld, Strom, daß die freie Bewegung der Beine durch kein Gewand behindert, das Kleid also nach unten möglichst kurz sei. Diese Kürze hat dann aber auch noch eine andere Bedeutung. Das Bein ist das repräsentative Ende des ganzen Körpers; gesunde Beine verrathen einen gesunden Körper, darum hält man es nicht für nöthig, sie zu verdecken. Daraus erklärt sich, daß die ungarische Volkstracht der Farbe nach zum Weißen neigt, dem Schnitt nach das Reichfaltige liebt, welches die Gestalt verhüllt und doch auch hebt, in der Ausschmückung aber der Kunst der Hausindustrie den Vorzug gibt (Stickerei, Stepperei, Fadenziehen, Spitzenarbeit, Flach- und Hohlkäume, Gefältel, Franzen- und Krausenwerk u. s. w.).

Weiß, reichfaltig und kurz, mit diesen drei Worten ist die ungarische Volks- oder Bauerntracht zu kennzeichnen. Das Wort „Bauer“ erscheint dem Magyaren als nichts Erniedrigendes, wenn er selbst es auf sich anwendet, ja er nennt sich und seine Tracht sogar mit einem gewissen Selbstgefühl „bäuerisch“. Nur auf die Sitten angewendet, bedeutet ihm das Wort Rohheit, bei der Kleidung aber ist es gleichbedeutend mit Schmucklosigkeit. So verwendet es auch Arany, wenn er die Rüstung Toldis schildert:

Seinem Dolmány ließ nichts „Bäuerisches“ der Schneider.

Das bisher Gesagte bezieht sich auf die ganz allgemein getragenen Kleidungsstücke. Die von besonderer Art — Winter- und Oberkleider — gingen selbstverständlich über die Hausindustrie hinaus und stehen auch mit den eben erwähnten Grundsätzen nicht im Einklang. Aber auch diese wurden aus Stoffen gefertigt, deren Bearbeitung, wenn auch nicht im Hause, doch gleichsam unter unseren Augen vor sich geht, und die Handwerker, welche sich mit ihnen beschäftigen, sind in den von Magyaren bewohnten Gegenden sämtlich Magyaren (Schuster, Tuchwaller, Lederschneider), ja sie setzen sogar dem Namen ihres Handwerks eigens das Unterscheidungswort „magyarisch“ vor. (Magyarischer Schneider, magyarischer Schuster, magyarischer Kürschner.)

Wo aber sind die festgestellten drei kennzeichnenden Eigenschaften heute noch beisammen zu finden? Nirgends, mit Ausnahme vielleicht etlicher entlegenster Winkel des ungarischen Bodens. Gerade der Kern des Magyarenthums, die eingeborne Bevölkerung der großen Alföld-Städte, hat sich geändert und auch ihre Kleidung in Farbe und Stoff den westlichen Mustern anbequemt, indem sie das Dunkle dem Hellen, Tuch und Seide der Kürschner- und Leinenwaare, das Anschließende dem Pluddrigen, das Tailienkleid dem Ärmelhemde (ingváll) vorzog. Da und dort verstreut findet sich jedoch noch immer die ursprüngliche kurze und weite Kleidung; das Weiße in seiner vollen Reinheit herrscht nur noch an einem einzigen Punkte, während es anderwärts bloß als „ingváll“ noch vorhanden



Volkstracht aus dem Örményág im Baranyaer Comitat.

ist. Wo jedoch auch dieses nicht mehr getragen wird, da kann man wohl noch von einem ungarischen Schnitt, aber nicht mehr von einer ungarischen Volkstracht sprechen.

Die charakteristischen Hauptstücke der ungarischen Volkstracht sind bei den Frauen:

Das „Ärmelhemd“ (ingváll). Es besteht aus feiner weißer Leinwand oder Batistleinwand, welche mitunter auch gelblich getont oder zart gebläut, stellenweise (z. B. gegen Körmend hin) karmoisinroth oder hellblau ist. Am Halse ist es mittelst eines Bandes dicht und gleichmäßig gefältelt, so daß die Falten, nach Verhältniß immer breiter, über Brust und Taille herablaufen; bald ist ein Spizenträger vorhanden, bald nicht, und den Hals schmücken zehn bis zwölf Reihen Korallen, Stahlsperlen oder bei den Jüngeren ein silbernes Kettlein. Der Ärmel ist weit und endet hier und da mit einem gestickten Streifen, gewöhnlich aber mit einer Spitze, welche über dem Ellbogen oder am Handgelenk mit einer Bandschleife gebunden wird.

Auf das Ärmelhemd kommt ein mit Bändern ausgenähtes, manchmal mit Perlen oder Gold- und Silberspitzen bedecktes, auch mit ebensolchen Fäden gesticktes, mittelst silberner Schnallen geschlossenes, tief ausgechnittenes anliegendes Leibchen (pruzlik, pruzka); den Hals umschließt ein leichtes Seidentüchlein, das, über die Brust herübergenommen, mit einer gebundenen Masche an dem Leibchen befestigt wird. An manchen Orten jedoch liegt ein Tuch über dem anderen, zu dreien und vieren.

Das Ärmelhemd ist über den Hüften mittelst eines Mitteltürtels um die Taille befestigt, von wo der kurze Rock (viganó, rokolya) in weiten Falten niedergeht, der Stoff je nach Geschmack und Wohlhabenheit der Gegend einfarbige kirschrothe, himmelblaue, meergüne Seide, Atlas oder Sammt, wie in Szzygien, oder buntgeblumter Kattun und härener Stoff, wie im Mátjuslande (Neutraer Comitát). Die Falten sind mit kunstreicher Hand so angeordnet, daß die Blumen auf einander fallen. Das Festtagskleid unterscheidet sich überall in Farbe und Schnitt vom wochentäglichen. Im Eisenburger Comitát sind an Festtagen weiße, sonst großgeblumte bunte Stoffe, im Mátjuslande am Festtage farbige Seide, am Wochentage selbstgewebtes Linnen gebräuchlich.

Die Schürze ist ein unvermeidlicher Bestandtheil der weiblichen Tracht. Ihre Farbe ist geschmackvoll der des Rockes angepaßt, im Hajducken-District ist sie „tausendfaltig“, in der Gegend von Makó weitfaltig und schwarz, nur selten verschiedenfarbig oder geblumt, während die weiße vollends für unschicklich gilt; im Mátjuslande dagegen ist bei dem Festanzug auch die spizengefümte, weite weiße Schürze unerläßlich. In den Comitaten Eisenburg und Baranya gehört zum weißen Rock die einfach gefärbte, zum bunten die schwarz- oder blaueidene Schürze.

Fußbekleidung. Es ist gewiß nicht die Nothwendigkeit, vielmehr eine gewisse Eitelkeit oder irgend eine alte Überlieferung, welche es mit sich bringt, daß die junge

Frau, wenn sie sich sehen lassen will, barfuß geht und daß — sozusagen — ein negativer Bestandtheil ihrer häuslichen Kleidung ein rein gehaltener, gesund gebauter Fuß ist. Auf alle Fälle gibt es ganze große Bezirke, deren weibliche Jugend sich noch jetzt in diesem Vorzug gefällt, und ihre angeblich ehemals im Schwange gewesene Sitte, die rothen Stiefel auf der Kirchenschwelle beim Hineingehen an-, beim Herauskommen aber wieder auszuziehen, deutet nicht auf Armut oder Geiz, sondern darauf, daß man die bloßen Füße nicht nur nicht für unschicklich, sondern für an sich gefällig, ja für gesellschaftlich vorgeschrieben hielt. Darauf deutet auch der Umstand, daß man, besonders beim Mädchenvolk, die bloßen Füße nicht nur auf maigrünem Rasen, sondern selbst auf krachendem Eise sieht. „Frisches Mädel, schönes Mädel“, heißt es. Dermalen ist der rothe Stiefel schon im Aussterben begriffen und an seine Stelle ist der theure Leder-, Atlas- oder Sammtschuh, das Schnür-, Zug- und künstlich gesteppte Nähmaschinen-Stiefelchen, in der Graner Gegend sogar der hochrothe oder gold- und silbergestickte Pantoffel nebst Strumpf getreten.

Hand und Unterarm sind bei der Arbeit und überhaupt am Werkstage stets unbedeckt, an Feiertagen und in der Kirche aber desto sorgfältiger bekleidet. In den Städten sind, bei Ärmelkleidern mit langer Taille, Handschuhe allgemein. In den Dörfern ersetzt den Handschuh ein farbiges oder weißes Tuch, welches sorglich und nett über beide unbeweglich darunter ruhende Arme gebreitet ist. In größeren Städten ist bei älteren Personen der wohlhabenderen Classe der Muff allgemein; wie aber derselbe im Mátjuslande zu einem im Sommer und Winter unerläßlichen Bestandtheile der weiblichen Volkstracht geworden, das wäre wohl schwer ausfindig zu machen.

Das Haar wird bei den Mädchen in der Mitte gescheitelt, rückwärts an der Wurzel in einen Knoten gebunden und fällt in einer oder zwei Flechten, mit breiter Bandschleife geschmückt, zur Taille nieder; in Städten und größeren Ortschaften wird es in zwei Partien geflochten, ja in der Umgebung der Hauptstadt sogar als Zopf aufgebunden. In weitem Umkreise krönt die Stirne ein perlengestickter Jungfernkranz (párta) und läßt farbige Bänder über Schläfe und Stirne herabfallen. Ohrgehänge trägt das ungarische Mädchen aus dem Volke nur selten. Mit Ringen sind die Finger der städtischen Frauen bedeckt; auch in den Dörfern dürfen sie getragen werden, aber nicht aus Gold; silberne Ringe werden geradezu verachtet und den Dienstmägden überlassen.

Die Hauben der Frauen sind in den verschiedenen Gegenden sehr verschieden. Es gibt hochgethürmte Spizenhauben und altungarische Krausenhauben; steife Hauben mit Goldspitzen; eine halbe Hand breite Bandschleifen mit geringer Perlenverzierung; schwarze kegelförmige steife Hauben; neß-, schleier-, weinblatt-, wecken-, nußschalen-, breckelförmige steife Hauben, welche letztere mittelst des durch ihren Rand gezogenen Bandes das rückwärts zum Knoten gerollte Haar zusammenhalten. Bei Nagy-Sarló findet sich ein



Junge Frau aus Jazygien.

hoher, mühenartiger „Hauptschmuck“, der mit rothem Stoff und Goldspitzen überzogen ist; in Szegyen die sogenannte „pánt“ aus Gold- und Silberspitzen, von der jungen Frau nur bis zur Geburt ihres ersten Kindes getragen, dann aber für ihre jüngere Schwester oder Base aufgehoben, während sie im Tausch dafür ein kostbar gebundenes Gebetbuch erhält. Wer aber all den Fuß unseres „weißen Volkes“ (das heißt weiblichen Geschlechtes) aufzählen wollte, der müßte alle Geheimnisse einer ganzen breiten, tiefen, blaubemalten Brauttruhe kennen, die das gesammte Erbtheil des heiratsfähigen Mädchens in sich schließt.

Über alle diese Gattungen von Hauptschmuck wird ein weißer durchsichtiger, mit Gold durchbrochener Schleier („Deckel“, „Behdeckel“) gebreitet, bei älteren Personen ein Batisttuch oder farbiges Tuch. Der Schleier, dessen zartes Gewebe die Verzierungen durchschimmern läßt, fließt beiderseits an der Taille nieder, der er sich mittelst eines farbigen Gürtels locker anschmiegt; unterhalb des Gürtels gehen die beiden Enden des Schleiers in goldene Franzen oder Spitzen aus, welche im Mátjuslande „fidél“ (Födél: Dach, Kopfbedeckung) heißen. Ältere Frauen bedecken sich das Haupt mit einem großen braunen Tuche, das auch „Kühltuch“, „Rückwärtswerfer“, „Schattenhalter“ genannt wird.

Auch die Tracht der Männer in Ungarn ist weiß, weitfaltig und kurz. Auch unter ihren Bestandtheilen ist das Hemd einer der charakteristischsten. In Verzierung und Faltenwerk ist es dem weiblichen Ärmelhemd analog, meist aus feiner weißer Leinwand oder Leinenbatist gefertigt, zuweilen leicht gebläut, an Kragen, Brust und Handbesatz weiß oder farbig gestickt, nur selten „bäuerisch“ gelassen. Seine Ärmel haben entweder einen Handbesatz oder sind „flatternd“, das heißt offen. Der Handbesatz wird am Handgelenk mit einem Knopf oder Band geschlossen und zeigt keine besonderen Varianten, allenfalls erscheint er mit einer gekräuselten Spitze oder verschiedenartigen Stickereien benäht. Unter letzteren ist die Familienstickerei der Palóczen interessant, die sogenannte „Schlange“, welche besonders für den Handbesatz gestickt wird. Jede einzelne Familie besitzt ihr eigenes Muster, das sie niemals ändert, mit dem sie ihr Eigenthum vor Verwechslung schützt und das die Familien untereinander nicht weniger gut kennen als die großen Familien ihre Wappen. Sie sind auch stolz darauf und oft genug hört man auf eine Prahlerei die beißende Entgegnung: „Ja, jetzt spricht die blaue Würfelschlange“. Der „flatternde“ Ärmel, der mittelst feiner dichter Nadeln an den ziemlich tief unter die Schulter herabreichenden Schulterfleck genäht ist, hat drei Abarten: den „einfachen Kalbsmaul-Ärmel“ (bornyúsajás) von mittlerer Weite, am Ende einfach gefäumt und bis ans Handgelenk reichend, daher auch von bejahrteren ehrbaren Leuten getragen; dann den „kurzen Ärmel“ von voller Weite und ganz rundgeschnitten, so daß er, auf den Tisch gebreitet, einen Kreis bildet und dabei noch nicht einmal ganz glatt aufliegt, — er wird von Hirten getragen und ihr herabhängender Arm mit dem

Ärmelkranze gleicht einer Fuchsjenblüte; endlich den „langen Ärmel“, ebenso weit wie der zuletzt erwähnte, aber bis ans Knie, ja noch weiter herabreichend. In den weiten Falten des letzteren verbirgt sich leicht der für alle Fälle bereit gehaltene Knüttel oder kurzgestielte Beilstock (csákány), der nur hervorblickt, wenn die Hand sich plötzlich hebt und der flatternde Ärmel dabei bis auf die Schulter zurückfliegt. Oft will der Bursche durch eine solche Bewegung gar nicht eigentlich den Beilstock zeigen, sondern mehr die Weite seines Hemdärmels, dessen oberer Rand sich auf der Schulter zusammenknittert, während der untere noch immer ans Knie schlägt. Dies sind die Brunkhemden. Bei der Arbeit zeigt



Die Brautruhe.

sich der Magyare darin gemäßigter. Oben im Heveser und unten im Somogher Comitát konnte man auch Hemden ohne Kragen und fast ohne Leib sehen; sie bestanden nur aus zwei kurzen Ärmeln und dem Schulterfleck und dem Bindband, mit dem sie am Halse geschlossen wurden, so daß die Sonne den ganzen Stamm des Körpers kupferig bräunte.

Über das Hemd legt sich die anliegende kurze, ärmellose Weste (Leibchen, auch „kis-mándli“, Mäntelchen genannt), deren Schnitt ganz deutlich verkündet, in welchem Dorfe ihr Träger zu Hause ist, je nachdem sie vorne mit einer, zwei oder vier Reihen kleiner Metallknöpfe oder zuweilen auch mit einer Knopfreihe um den Hals geschmückt ist. Sie gewinnt an Werth und Schönheit, wenn sie vorne mit einem schmalen rothtuchenen Zickzacksaum und krauser Verschnürung prangt, oder wenn ihr Rückentheil mit dem eingestickten Namen des Eigenthümers, wohl auch mit tulpenartigem Blumenmuster längs

der Mittel- oder Seitennähte geschmückt ist. Auf der Weste liegt ein flott über die Schulter geworfener pelzverbrämter und verschnürter Dolmány, meist aus schwarzem oder dunkelblauem Tuch, und so viele Taschen sich an Dolmány und Weste finden, so viele farbige oder zierlich ausgenähte weiße Tücher lassen ihre Ecken herausgucken, — leichte Beute oder werthe Liebesgabe, in beiden Fällen Siegeszeichen aus lieber Hand. Den umgeschlagenen Hemdfragen hält ein leichtes Schleier- oder Seidentuch zusammen. Auch trägt, und trug man besonders vor Alters, hier und da acht bis zehn Ellen lange Halsbinden, welche nach längerer Benützung schwarzen Stricken gleichen. Es gab indessen auch eine Männertracht ohne jede Halsbinde, besonders bei den Tazygern, was sogar durch ein humanisches Sprichwort verewigt wird. („Das soll der Tazyger einmal versuchen . . . ohne Halstuch!“)

Den unteren Theil des Hemdes gürtet eine faltige („tausendfaltige“) Leinen-Gatya fest an die Taille und fällt dann in weiten Falten bis ans Knie oder etwas unter das Knie hinab, wo es mit Spitzen, Fransen oder einem einfachen Saume abschließt. Dieses Kleidungsstück geht zuweilen mit seinen Hosenbeinen von der Weite eines Weiberrockes und seinem an das Albanesische erinnernden Faltenwurf über jedes Maß hinaus. Sigt der junge Bursche zu Pferde, so bedeckt seine weitschichtige Gatya, einem runden Mantel mit zwei Flügeln gleich, sein Pferd und flattert im Winde mit den Hemdärmeln um die Wette. Um die Leibesmitte sieht man zuweilen einen schmalen Gürtel aus Glanzleder oder ein farbiges Seidentuch oder die kurzgestielte Peitsche geschlungen. In diesem Gürtel oder in dem tausendfach gerafften Faltenwulst der „Gatya“ steckt, mit seidenen Blumen ausgenäht, der große, tellerrunde Tabaksbeutel, an dessen zahlreichen Riemenfransen der Stahl, das Beutelschen (szenes) mit Stein und Schwamm, das kupferne Schöpfelchen, die Glutzange und anderweitige volksthümliche Joujoux und Bijoux klingeln, wie dies unsere Zeichnung eines Csikósburschen aus dem Alföld erkennen läßt.

Wie sehr dieses Kleidungsstück den nationalen Stempel trägt, dafür spricht die Mode von 1861, als sogar die vornehme Jugend es zu tragen begann, allerdings auch bald wieder ablegte und, sammt dem langen, dünnen Knotenstock, dem Volke zurückgab, wie es ihm ja auch nach mehrjährigem allgemeinen und demonstrativen Gebrauche die reich mit Schlangenverschnürung besetzte, mit einem Riemen um die Taille befestigte, in die Stiefelschäfte hineingezogene kuruzenmäßige enge ungarische Hose wieder überlassen hat, die an Stoff und Farbe dem Dolmány entspricht. Dieses von den oberen Classen ererbte Kleidungsstück ist in weitester Ausbreitung ein Bestandtheil der ungarischen Galatracht für Städter und besonders auch bei den Deutschen in der Umgebung der Städte so beliebt geworden, daß sie im Tragen desselben mit den Magyaren wetteifern.

Um die bei der Frauentracht angenommene Reihenfolge innezuhalten, müssen wir unter den Stücken der männlichen Volkstracht auch die Schürze erwähnen. Wenn auch



Agostó
KÖRÉLÉ

Csitós aus dem Auföb.

nicht, um mit ihr zu prunken, aber doch, um die Kleider zu schonen, ist bei der Arbeit über weite Landstriche hin die weiße und zuweilen die blaue Schürze unvermeidlich.

Die Fußbekleidung. In der großen Sommerarbeit, besonders auf dem Felde, kann man den Magyaren auch barfuß sehen, an öffentlichen Orten aber ist das eine Seltenheit, und wie unser Volk in dieser Hinsicht über das Schickliche denkt, darauf wirft eine kleine Anekdote ein interessantes Licht. Der Kirchendiener tritt halbbekleidet und barfuß, so wie er von der Tenne gekommen, bei dem Geistlichen ein und findet da zwei Vorsteher aus der Provinz. „Na, Ihr da“, fährt ihn der eine Vorsteher an, „pflegt Ihr immer barfuß an einem so heiligen Orte zu erscheinen?“ — „Wißt Ihr denn nicht“, entgegnet der Barfüßer, „daß der Herr auch dem Moses befohlen hat: löse deine Schuhe und tritt so herbei, denn heilig ist die Stelle, auf der du stehst?“ Trotzdem ist das Barfußgehen überall nur Ausnahme. Der Geschmack unseres Volkes fordert, daß der Mann, ganz im Gegensatz zur Frau, seine Füße bedecke. Vor Alters wurde zu diesem Zweck neben dem Stiefel auch der Bundschuh (bocskor) benützt, der, wenn das Auge sich an ihn gewöhnt hatte, mit seinen geschickt um die Beine gewundenen Riemen nicht einmal übel ausfiel. Den Bundschuh hat der Norduanstiefel verdrängt, der durch spitzen Schnabel, knarrende Sohle und Hufeisen an den Hacken verschönert wurde. Auf diese Hufeisen hielt der Burtsche besondere Stücke, wie er denn auch im Liede klagt, daß er für seine Stiefel keine Hufeisen mit Rosen findet; das Beschlagen

„konnten nicht neun Schmiede mir besorgen, weil
Sie mit Rosen keine Eisen hatten feil.“

Heutzutage sind auch die Hufeisen mit Rosen abgekommen und an ihrer Stelle hört man das Gefnarr von gemäledernen „Rahmen“-Stiefeln mit gefältelem Schaft, hohen Hacken und Sporen. Der herzförmig eingeschnittene Rand des Schaftes ist mit einem eingebogenen schmalen Ledersaum oder bei Eleganteren mit einer schwarzen Schnur eingefast, deren vorne zusammenlaufende Enden unter einer Rosette aus gleichem Stoffe wie der Saum verborgen sind. Statt dieser Rosette sieht man zuweilen, mit Seide ausgenäht, das Landeswappen, eine Blume oder das Monogramm des Besitzers.

Als Kopfbedeckung dient heutigentags allgemein ein runder Filz- oder Tuchhut, mit einer Reiher- oder Straußenfeder oder einem Blumenstrauß geschmückt. Die breitkrämpigen Kopácsér Hüte, sowie die der Somogy eigenen „Käsedeckel“ oder „Filzhüte“ (vargánya) sind nicht einmal mehr in ihrer eigenen Heimat gebräuchlich, die „Türer Mütze“ dagegen hält sich noch. Im Winter kommt die schwarze Lammfell- oder Astrachanmütze an die Reihe. Übrigens sind da und dort schon gar mancherlei Kopfbedeckungen versucht worden, nur mit einer hat der Magyare sich nie und nimmer zu befreunden gewußt, nämlich mit der Schirmkappe. Selbst dem Cylinderhut würde er sich vielleicht

eher bequemen. Blumen und „Waisenmädchenhaar“ (árvalányhaj) werden von den Jüngeren häufig am Hute getragen, aber nur im Sommer. Im Winter ist es das Privilegium der Brautführer, gleich dem Bräutigam „Ladenblumen“ (Kunstblumen) zu tragen, aber nur von der ersten Aufbietung an bis nach der Hochzeit. Am Sonntag im Sommer hat nur derjenige keinen Blumenstrauß am Hute, der noch kein Liebchen oder keines mehr besitzt.

In der Haartracht geht von Zeit zu Zeit eine Veränderung vor sich. In den Dreißiger-Jahren ließ man sich an vielen Orten das in der Mitte gescheitelte und an den Schläfen nach hinten gekämmte Haar noch lang wachsen und flocht die Schläfelocken in Knoten ein; anderwärts trug man es zur Seite gestrichen, vorne länger als hinten; noch anderwärts reichte das Stirnhaar glatt bis auf die Augenbrauen herab; in den Vierziger- bis Fünfziger-Jahren ist die kreisrunde Haartracht fast allgemein geworden. Auch der Zopf war nicht unbekannt; bei altgedienten Soldaten ist er noch jetzt zu finden. Aber auch unter den Haartrachten gibt es eine, die der Magyare nie recht hat leiden mögen, nämlich das vorne militärisch kurz geschorene Haar. Ein Bauernbursche, der sich so scheeren läßt, gilt dem Deserteur gleich, der seinerseits wieder mit dem „armen Burschen“ identisch ist. „Im Walde drücken sich Geschorene umher“, pflegt der Ungar geheimnißvoll zu sagen, der das Böse aus Schicklichkeitsgefühl nicht bei seinem Namen zu nennen liebt. Die jüngeren Leute pflegen im Allgemeinen ihr Haar mit vieler Sorgfalt, während die älteren es demonstrativ vernachlässigen. Doch wozu noch weitläufig beschreiben, was Johann Krany in einem seiner Gedichte folgendermaßen schildert:

Bis auf den Nacken reicht ihr glattes Rundhaar. —
 Mit Sammt gerändert hält ein Roßkammhut
 Zusamm' der Haare sammetweiche Flut,
 Und höher scheint ihr Wuchs, als sonst die Regel,
 Durch dieser Kopfbedeckung hohen Regel.
 Ein schwarzes Leibchen um die Brust sich bläht,
 Mit dünnen Schnüren wunderfraus benäht;
 Gestickten Hemdes ungelegter Kragen
 Hebt weiß wie Schnee den Hals, gar schmuck zu tragen.
 Bis unter's Knie der weite Ärmel wallt
 Unflatternd, hebt der Wind ihn, die Gestalt;
 Und fein genadelt sind die Schulterfalten,
 Der Leib entblößt nicht, wie bei unsern Alten;
 Im Timmenwurf dann, wie von Künstlerhand,
 Fließt bis zur Wadenmitte das Gewand, —
 Die halbe Woche dient's, — daran geschafft
 Mühmchens und Schwesterleins vereinte Kraft.

Der Suba-Pelz (die „suba“) ist das Meisterwerk des ungarischen Kürschnerhandwerks. Er ist ein Kleidungsstück, das aus sechs bis zwölf ungarischen (langzottigen) Schaf- oder Lammfellen besteht. Während andere Kleidungsstücke an Farbe, Länge und Weite je nach dem Alter des Trägers sich ändern, ist die Suba hierin, wie in jeder anderen Hinsicht, ein Ausdruck der Beständigkeit, denn beim jungen Burschen wie beim alten Manne muß sie gleich lang, weit und weiß sein, wenn sie schön sein soll. Die Suba ist nur schön, wenn sie bis auf die Knöchel reicht, wenn sie rund ist, das heißt auf den Boden gebreitet einen Halbkreis bildet (auch im Volkslied heißt es: „Rund ist meiner Suba Rand, theuer drum“) und außen und innen weiß ist. Das äußere Weiß ist insofern unterbrochen, als sie an den Schultern, um die Leibesmitte und am Borderrand mit seidenen Blumen ausgenäht und mit Darstellungen in farbigem Leder geschmückt ist (belederte Suba); Motive, wie sie Arany verwendet, um Attilas Zelt zu schmücken:

Blutroth war das Grün dran, goldgelb jede Blüte,
 Ahtwerk sich zum Drachen flocht, der Feuer sprühte,
 Grüne Vögel saßen im Gezweige schweigend . . .“

Ärmel hat die Suba nicht. Ihr Kragen ist ein aufrechtstehender, handbreiter schwarzer Pelzbesatz und aus schwarzem Pelz besteht ihr Schulterkragen, der die besondere Bezeichnung „Suba-Kragen“ führt und zu dem ein ganzes Lammfell sammt Schwanz und Klauen ohne alle Schnitzerei verwendet wird. Das sind aber auch alle Rechte, welche die Suba der schwarzen Farbe einräumt, an anderen Stellen darf diese nicht vorkommen. An vielen Orten wird ein Mensch nicht einmal als Knecht aufgenommen, der in seiner Suba eine „Käze“ (schwarze Zotteln) hat, denn ein solcher Mensch — heißt es — „hat viel bunte Käzen“, was besagen will, daß er falsch, verschnitzelt, unverläßlich ist. Eine schöne Suba ist ein Kapitalstück und es steckt auch ein Stück Kapital in ihr; sie kostet 25 bis 40 Gulden, aber es gibt auch welche zu 100 bis 150 Gulden, — ein kleines Vermögen; freilich gibt eine solche dem Kürschner zwei bis drei Monate zu thun. In gefälligen Falten fließt sie von der Schulter nieder und erinnert, getragen oder hingebreitet, an die Hermelinmäntel, welche man in fürstlichen Wappen sieht. Die Suba ist des Magyaren beständige getreue Gefährtin und folgt an Rang und Würden gleich nach seinem Wohnhause. Im Winter hält sie ihn warm, im Sommer (umgestülpt) kühl; ihre Wärme läßt sich mäßigen wie die eines guten Ofens. Am Wochentag ist sie Nutzkleid, am Sonntag Putzkleid; dem Greise verleiht sie Würde, dem Jüngling Bierde; unterwegs ist sie der Sitz, daheim das Lager, Nachts Kissen und Decke, Tags Ruhebett; auf dem Felde ist sie sogar der Tisch, wenn der Schafhirt sich sein kaltes Pörfölt-Fleisch auf der hingebreiteten Suba servirt, und Windfang, wenn er sie beim Kochen an seinen Stock lehnt, um den Wind abzuhalten. Sie bedeckt nicht, wie die übrigen Kleidungsstücke, nur einzelne Theile des Körpers,

sondern mit Ausnahme des Kopfes den ganzen Menschen; sogar für das Köpflein bleibt noch reichlich von ihr übrig, denn sie bedeckt beim Reiten dessen ganzes Hintertheil. Wenn sich einer die Suba um den Hals hängt, scheint er zu sagen: meine Suba ist meine Burg. Ja wohl, seine Burg, welche Frieden bedeutet, wenn sie vorne offen ist. Die vorne offene Suba bedeutet gute Laune, Freundschaft, Verbrüderung, Großmuth, Selbstaufopferung, Hingebung bis aufs letzte Hemd, alles Mögliche. Ist sie jedoch kräftig zusammengenommen, z. B. beim Handeln auf dem Jahrmarkt, in der städtischen Rathsverammlung, bei der Abgeordnetenwahl, dann bedeutet das: „mich wirst du nicht herauskriegen aus meiner . . . Suba“. Denn die zusammengefaßte Suba bedeutet eine gefaßte Überzeugung. Eine solche Suba ist eine Festung, deren geschlossenes Thor sich keinem Schmeichelwort und keinem Ansturm öffnet. Alles mag sich ändern in der Welt und in Ungarn, nur die Suba nicht. Die Industrie mag die eigenartigsten Kleidungsstücke umgestalten, der Geschmack mag dieselben verpöhlen, die Armuth sie zerfetzen, der Feind sie an sich reißen: die Suba ist vor alledem gesichert. Die Suba bleibt, so lange ein Magyare auf Erden lebt.

Wie Alles, was in seiner Art die Vollkommenheit erreicht hat, zeigt die Suba keinerlei Abarten, mit Ausnahme etwa des im Aussterben begriffenen „Röhren-Pelzes“ (csöves bunda) im Hajduken-District und der Schafhirten-Suba (juhász suba), welche sich der Schafhirt aus hausgegerbtem Fell verfertigt und umgestülpt oder, zur Schonung, mit dem unteren Rande nach oben gefehrt trägt. Ihr letztes Änderungsstadium ist es, wenn sie im höchsten Alter den Ehrennamen „Suba“ verliert und mit dem Namen „gúnya“ (Gewand) bezeichnet wird, um schließlich auch diesen Namen einzubüßen und nur noch als „vaczok“ (etwa Nest, Lager) zu gelten. Allenfalls macht die Suba noch die Concession, sich mancherorten in den Theißcomitaten und jenseits der Donau „bunda“ nennen zu lassen; in letzterer Gegend ist bei den Männer-Bundas, sowie überhaupt im ganzen Lande bei den kurzen Frauen-Subas außen die dunkelgelbe Farbe und der runde schwarze Kragen, innen ein schwarzes Pelzfutter nicht nur zulässig, sondern auch streng gefordert. Der Vorrang in der Reihenfolge gebührt jedenfalls der Suba, nicht nur kraft ihrer allgemeinen Verbreitung, sondern auch weil, während die Bunda kaum in etlichen Sprichwörtern vorkommt, die Suba auf Flügeln des Liedes durch das ganze Land geht, wie denn auch in Petöfis reizender Romanze „der Bursch die Maid in seine Suba hüllt“.

Die schönsten Subas werden in Kecskemét und Félegyháza verfertigt, auch werden sie in der Gegend dieser beiden Städte mit dem größten Luxus getragen und finden sich zu zweien und dreien fast in jedem Hause. Der Hauptort für die „gelben Bundas“ und „Frauen-Subas“ ist dagegen Zászberény, wo sie mit schwarzer Seide gar prächtig ausgehätet werden. Man hat schon oft die Frage aufgeworfen, in welchem Zustand die Suba wärmer sei: auswärts oder einwärts gestülpt? Die Antwort darauf lautet: „auswärts

gestülpt, denn so trägt sie auch das Schaf“. Es ist nicht zu wundern, daß auch dem Fremden die Suba nicht wenig auffällt. Neulich erklärte sich ein gelehrter Franzose höchlichst überrascht, als er in der großen Kirche zu Debreczin die Gefänge Goudimels von ein paar hundert Greisen singen hörte, welche in „Thierfelle“ gekleidet waren. Möglich übrigens, daß diese Thierfelle nicht einmal die wirkliche Suba waren, sondern die „Guba“ der oberen Theißgegend. Diese ist ein Überwurf aus der Zackelwolle gewebt, manchmal weiß oder grau, am häufigsten aber schwarz, und erinnert Dank ihrer Verzierung mit blutrothem Tuch eher an die Hummen, wie sie mit teuflischem „Huj-Huj“-Geschrei sich in den Kampf stürzten, als an die frommen Gefänge Goudimels.

Ein allgemein getragenes Oberkleid unseres Volkes ist noch der „Szür“ (Vodenmantel), der aber auch bei den übrigen Volksstämmen des Landes heimisch ist. Sein Stoff ist das aus rauher Schafwolle gewebte sogenannte Szür-Tuch. Seine Abarten sind: der bis zur Leibesmitte reichende „Szür-Dolmány“ ohne jeglichen Schmuck, in den südlichen Comitaten von Kindern und bei Regenwetter auch von Frauen getragen, dann der „Kapuzen-Szür“, der „Szür-Kragen“, „Szür-Mantel“ und „Schweinehirten-Szür“ (kanász-szür). Der „alte (das heißt lange) Szür“, der sackförmig geschnitten ohne jeden Aufpuß bis unters Knie reicht, gehört für ältere Männer; die „Szür-Tasche“ dagegen, welche kaum bis zum Knie reicht und, soweit es der Stoff zuläßt, einen Taillenschnitt hat, wird in Gegenden, wo auch die Suba zu Hause ist, von Männern in den besten Jahren, flott umgeworfen auch als Gala-Oberkleid getragen. Die Erklärung dafür liegt in dem Anständigkeitsgefühl ihrer Träger. Die Suba nämlich ist das Gewand der Ruhe und des Festtags; man kann sie anlegen, um in die Kirche, auf die Brautwerbung, Brautschau, in die Rathsverammlung u. s. w. zu gehen, vor einen Höhergestellten aber tritt man nicht in der Suba, weil es sich nicht schickt, sie in ein Herrenzimmer mitzunehmen. Im Hemd oder Westenleibchen kann man da auch nicht eintreten, wenn man nicht etwa für einen Sträfling oder Knecht gehalten werden will. Daher ist der Szür der Galarock. Und in der That spielt der Mann aus der Donau-Sárföz-Gegend mit seiner hohen aufrechten Gestalt, wenn er seine Korduanstiefel über die schwarzen Beinkleider gezogen und die schwarze Weste mit den Stahlknöpfen angethan hat, den weißen, schneeblassen Szür sich leicht um die Schultern wirft und sich das fecke runde Hütchen aufs Haupt drückt, keine zu verachtende Figur.

Als einen Theil der allgemeinen Volkstracht kann man noch das — Rasiren betrachten. „Ohne Schnurrbart kein Magyar“, sagt das Volkslied, das aber nicht anders citirt wird, als mit dem Nachdruck auf dem zweiten Worte, gleichsam um auf den hinzugedachten Nachsatz zu verweisen: „nicht aber ohne Bart“. In der That gilt der Vollbart bei dem Magyaren als Herren-Äfferei oder Cynismus oder Demagogenthum,

ja mitunter geradezu als Zeichen eines zerrütteten Vermögens oder Verstandes. Gegen den Backenbart jedoch sträubt er sich nicht, und der Kreisbart vollends, der die Ehrbarkeit des Antlitzes hebt und Kossuth-Bart heißt, ist geradezu beliebt.

Die bisher geschilderte Tracht, das heißt die aufgezählten Kleidungsstücke in ihrer unveränderten Form vereint, kann man nur an wenigen Orten als harmonisches Ganze finden. In den Comitaten der oberen Donau, in den Umgebungen der Hauptstadt und in den großen Alföld-Städten bis zu den östlichen Grenzen hin hat sich die Volkstracht in eine sogenannte „städtische, halb herrenmäßige“ Kleidung verwandelt. Die Suba wird stark bedrängt durch den dunklen oder grauen runden Mantel, der Szür durch die Bunda, den „Befecs“ (kurzen Pelzrock) und den blauen Dolmány, das weite, flatternde Linnenbeinkleid durch die in Norduanstiefel hineingezogene enge ungarische Hose, so daß nur im Schnitt und in der Art, das Gewand zu tragen, noch das magyrische Wesen zu Tage tritt. Der kleine runde Filzhut ist unberührt geblieben, desgleichen die Weste, an deren dichten Reihen zinnerner oder silberner Knöpfe beim Bescheidtrunk das geleerte Glas mit fröhlichem Klang entlang geschauert wird. Die weibliche Tracht hat in diesen Gegenden noch größere Wandlungen erlebt. Das „ingváll“ (Ärmelhemd), das den strammen Wuchs, die schlanke Taille, die Fülle der Schultern und die Geschmeidigkeit der Bewegungen hervorhob, ist durch Taillekleider von Pflückerhand verdeckt.

Erwähnung verdient noch der Regenschirm, in manchen Gegenden der unzertrennliche Gefährte von Männlein und Weiblein, besonders bei einer Reise nach der Stadt; er wird freilich nur nach dem Wortlaut als Schirm gegen den Regen benutzt, als Schattenspender niemals. Man trägt ihn stets um die Mitte gefaßt, theils weil man nicht als Nachäffer der Herrenart erscheinen will, theils weil die an kräftigere Griffe gewöhnten Hände mit der schwachen Handhabe nichts Rechtes anzufangen wissen.

Beständigkeit der Tracht findet sich nur bei den Hirtenleuten. Der gulyás (Rinderhirt) und der csikós (Pferdehirt) in seinem Szür, mit seiner kurzgestielten Heßpeitsche (dem „karikás“), auf seinem ungefattelten Pferde, ist heute noch der nämliche, der er immer gewesen. Auch der juhász (Schafhirt) mit seinem runden Kegelhut, in der herausgestülpten oder aufgesteckten Suba, mit seinen weißen Schäferhunden und unter ihnen dem anstelligen „puli“, in der Hand den langen Stab mit dem eisernen Haken und die Hirtenpfeife (tilinkó), am Halfter sein wohl ausgerüstetes Geselein, auch den Flechtkorb für die Wanderschaft nicht zu vergessen und die unnachahmlichen Schnurren in seinem Kopfe, ist immer noch der alte. Und der kanász (Schweinehirt) in seinem Besprémer Szür, die blinkende Art in der Hand, den pilzförmigen vargánya-Hut auf dem Kopfe, den trohigen, wilden, harten Blick im Auge, ist auch derselbe wie ehemals. Nur ist da eine kleine Unterscheidung zu machen. Die beiden letzteren Typen von Hirten werden durch das Wasser

der Donau in allen Stücken sozusagen mit einander vertauscht. Diesseits der Donau, im Alföld, ist der juhász der strammste, feckste, herausforderndste, pfiffigste, findigste und zähste, der kanász aber der unbeholfenste, einfältigste, harmloseste, unterthänigste. Jenseits der Donau ist gerade das Umgekehrte der Fall.

Die ungarische Volkstracht besitzt auch noch einige Varianten, die ihre Urwüchsigkeit rein bewahrt haben und einer besonderen Schilderung würdig sind, so die Trachten der Székler und Kalotafeger, der Palóczen in Borjod und Heves, der Fazyger, der Waizner Gegend, des Mátjuslandes, der Eisenburg-Zalaer Bevölkerung, der Drmánáság, Donau-Sárföz u. s. w. Jeder einzelnen soll passenden Ortes gedacht werden, vorderhand wollen wir bloß die beiden letzteren vorführen. Die eine ist weiß, die andere bunt, aber obgleich sie wie Gegensätze erscheinen, deutet doch Vieles darauf hin, daß beide Stämme, wie in Sprache, Gestalt, Neigungen und Belustigungen, auch in der Tracht Verwandte sind.

Längs der Drau, von Csurgó bis Berzencze, fast bis Eßegg hinab und von da am rechten, ja an einer Stelle auch am linken Ufer der Donau hinauf bis Szegbárd wohnt in etwa zweihundert Dörfern dieser besondere Schlag des magyariischen Volkes, den man, hauptsächlich nach den charakteristischen Ärmelhenden der Frauen, als „Weißmagyaren“ bezeichnen könnte und dessen originellste Ausprägung in der Volkstracht der „Drmánáság“ zu erblicken ist. Hierher sind auch noch vier altmagyariische Gemeinden Slavoniens zu rechnen. Die weibliche Volkstracht der Drmánáság ist der von Kalotafeg vielfach ähnlich, aber einfacher als diese.

In jedem Hause der zweihundert Dörfer ist der Webstuhl zu finden. In jeder Wirtschaft schaltet die Frau über ein Viertel bis zwei Viertel Hanfacker. Der Ertrag desselben wird zur Zeit der Fliederblüte gesponnen („steht Flieder in Pracht, der Rocken kracht“) und um Georgi gewebt. Am St. Georgstag wird der Webstuhl bei Seite gestellt und ein Haus, in dem auch noch später das Schifflein poltert, wird von der Nachbarschaft ordentlich gehehelt. („Der Frühling ist vor der Thür, bei Muhme Sári quaken schon die Frösche“, das heißt: klappt das Schifflein.) Steigt die Frau endlich vom Webstuhl herab, fühlt sie sich nicht wenig mitgenommen. Das Mädchenvolk setzt sich nur dann und wann hinauf, um es bei Zeiten zu erlernen. Dieser Volksstamm behandelt den jungen Nachwuchs mit besonderer Schonung und gestattet ihm keinerlei Arbeit, die ihn in der Entwicklung beeinträchtigen könnte. Daher kann sich das junge Volk stets weiß, in reine, frischgewaschene Wäsche kleiden, das des Häuslers ebensogut, ja zuweilen noch schöner, als das des Sessionsbesitzers. Das hängt eben vom Fleiße der Einzelnen ab. Und doch hat dieses Weiß einen großen Feind, besonders in der Somogy, um Szigetvár herum, nämlich den Rauch. Einen Schornstein haben die auf Grundpfosten gebauten Häuser nicht, so daß der Küchenrauch das ganze Haus durchzieht und besonders auch die Kleider

der Einwohner durchzieht. Darum ist ihr Weißzeug von zweierlei Art: das „reine“ (für Festtage) und das „räucherige“ (für den Alltag), worunter aber beileibe kein „rußiges“, das heißt schmutziges zu verstehen ist. Im räucherigen Gewand darf man einhergehen, im schmutzigen nicht.

Je mehr man sich, dem Laufe der Drau folgend, Szigetvár nähert, desto weißer wird die Tracht, aber nur längs des Flusses, denn zwei Meilen vom Ufer landeinwärts beginnt schon die Farbe zu blühen und die Felder sprenkeln sich roth. Auf dem Szür, den die Männer über die eine Schulter werfen, schimmert zwar noch rothes Tuch, ist aber schmaler geworden. Das Haar ist noch hier und da in der Mitte getheilt und beschattet, in seiner vollen Länge belassen, Schultern und Rücken; nur die Locken längs der Schläfe sind in künstliche Knoten gebunden, eine heidnische Haartracht, gegen welche das Somogyer Comitát in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts einen förmlichen Ausrottungskrieg unternommen hat, obgleich selbst vornehme Männer, unter ihnen der Dichter Ádam Horváth, die Haarknoten trugen. Die Frauen tragen das weiße Ärmelhemd (ingváll) und einen hoch über der Hüfte anschließenden Rock (bikla) aus Hausleinwand; davor eine braungeblumte Schürze, auf dem Kopfe ein steifes kegelförmiges Häubchen, mit schwarzer Seide überzogen. Es ist etwas in dieser Tracht, was an die Nachahmung altgriechischer Moden in den Pariser Septembertagen erinnert. (So sah es wenigstens vor dreißig bis vierzig Jahren aus, seitdem hat auch hier der Luxus und mit ihm die Verarmung an Raum gewonnen.)

Verläßt man Szigetvár und betritt die Ormánág, so findet man in den an die Drau stoßenden Waldungen des Baranyaer Comitats von Szigetvár bis Siskós die vierzig bis fünfzig Dörfer der Ormánág, wo „das Volk sich weiß trägt“. Die Kleidung der Männer besteht aus dem schon bekannten Weißzeug magyarischen Gepräges, aber nicht so verschwenderisch weitfaltig und auch nicht so kurz, wie oben angegeben worden. Alles ist einfach. Ihr Oberkleid ist ein weißer „alter (das heißt langer) Szür“, wie ein Sack gerade geschnitten, bescheiden verziert. Sie tragen ihn auch nicht kokett auf die eine Schulter geworfen, wie in der Somogy gebräuchlich, und auch die Hand faßt statt des Beiles höchstens einen langen, dünnen, glatten Knotenstock, nicht zu kriegerischen Zwecken, sondern lediglich weil sich das ziemt. Statt des schweren, einem Helm kaum nachgebenden Hute der Somogyer sehen wir da den leichten Tuchhut, dem bei ledigen Burschen selten sein Blumenstrauß fehlt. Um den Hals endlich ist der unvermeidliche Schnappsack gehängt, nur für Lebensmittel, denn werthvollere Gegenstände pflegt man im Szür-Armel unterzubringen. Es braucht nicht einmal eigens versichert zu werden, daß das junge Mannsvolk, ein schöner, strammer Schlag, von der Einfachheit der Väter abweichend auch hier seine Gala hat und es darin allen Burschen des Landes gleich thut, nur mit dem einzigen

Unterschied vielleicht, daß es, seiner ruhigen Gemüthsart entsprechend, keinerlei gefährliches Werkzeug an sich trägt. Auch der Schauplatz seiner Lustbarkeiten ist die grüne Wiese und nicht das Wirthshaus.

Das oft erwähnte „Weiß“ ist indeß hauptsächlich in der Frauentracht zur Alleinherrschaft gelangt. Das Ärmelhemd, ganz anders geschnitten als anderwärts, umschließt mit rothem Band kunstfertig gefältelt den Hals, von wo seine Falten, in geometrischer Progression sich verbreiternd, bis an die Hüfte herabgehen, wo dann das leichte, schaumartige Batistgewebe, ein weißer spizenähnlicher Stoff, „tilang“ (aus tulle anglaise) genannt und mit weißen Blumen durchwirkt, welche wie alle anderen eingewebten Blumen „mestörke“ (Meisterchen) heißen, durch den Rockgürtel an die Taille geschlossen wird. Der Rock, den sie „kebeé“ (gleichbedeutend mit kebel, Busen) nennen und der, gleichfalls aus Batiststoff genäht, durch seinen Faltenreichtum der Haltung etwas Schmuckes, Gefälliges verleiht, ist bei jüngeren Personen recht kurz, aber nicht bis zum Übermaß. Ein weißes Ärmelhemd mit kurzen Ärmeln, welche, über dem Ellbogen mit einem Band gebunden, in einem handbreiten, mehrfach gefalteten, mit Perlen und Spizen verzierten Bande endigen, dann ein weißer Rock (kebeé), an Festtagen eine geblumte seidene, an Werktagen eine kleine, einfach rothe Schürze, ehemals rothe Stiefel, heutigentags schwarze Schuhe, endlich um den Hals ein Paar Korallenschüre: das ist die an griechische Statuen erinnernde Tracht eines Mädchens aus der Ormánság.

Die Heirat ändert kaum etwas an diesem Costüm; höchstens wird das Haar, das bisher mit Band durchflochten in einer Flechte bis auf die Taille niederfiel, zum Theil abgesehritten, das übrige aber aufgesteckt und mit einer „Weinblatthaube“ (weinblattförmige perlengeschmückte Bandschleife) bedeckt, über die sich ein weiter weißer Schleier legt. Dieser Schleier wird vielfach auf viereckigen Pappendeckel befestigt und beschattet unter dem Namen „hátravetó“ (etwa „Rückwurf“) den Kopf, fast wie bei den Italienerinnen. Auch bei der Sommerarbeit ist dies der Gesichtsschutz. Wie viele kleine stufenweise Veränderungen hat aber diese Kleidung durchzumachen, bis die junge Frau Mutter wird! Die glatte oder geblumte, aber immer weißgeblumte Batistleinwand oder den oft sehr zarten, illusionartigen Stoff des Rockes verdrängt um das dreißigste Lebensjahr eine feine, reine Leinwand; aber wenn auch der Stoff ein anderer geworden, Farbe und Faltenwurf sind die gleichen geblieben. Später nimmt die Leinwand eine blasse Havanahfarbe an, wird um ein paar Fingerbreiten länger und seine Falten verflachen sich unter dem Plätteisen. Um das vierzigste oder fünfzigste Jahr kommt Flachs- und nach dem fünfzigsten Hanfleinwand an die Reihe, immer aber von tadelloser Weiße. In derselben Stufenfolge verliert auch die rothe Schürze ihre Farbe; sie ist erst bräunlich, dunkel geblümt, später kommen einfarbige braune und dunkelblaue Nattunstoffe in Verwendung,

Seide nie. Und ebenso verliert und vereinfacht das Weinblatt seine Farbe, indem es erst braun, schließlich schwarz wird. Was den Kopfschleier betrifft, der das ganze Antlitz der jungen Frau bedeckt, ohne es unsichtbar zu machen, so weicht er nach sechs bis acht Jahren einem großen weißen Batisttuche, welches die Stirne und das halbe Kinn der Frau verhüllt; dieses Tuch behält sie bis zu ihrem Tode, jedoch mit den Änderungen, daß sie in dem Maße, wie sie älter wird, mit demselben nicht nur ihre ganze Stirne, sondern auch den Mund bedeckt, so daß nur Nase und Augen sichtbar bleiben. Dies mag aus Gesundheitsrücksichten geschehen; ja es ist gewiß der Grund, denn nicht nur die Älteren, auch die Jüngeren pflegen ihre Lunge unterwegs oder bei der Arbeit vor Staub und Luft zu schützen. Es soll dies ein Überbleibsel türkischer Sitte sein, doch ist zu merken, daß die Türken nur selten in diese Gegend gelangten, ihre Frauen aber gar nicht, welche diese Mode bei dem modelosen Volke hätten heimisch machen können. Eher ließe sich die Sitte auf die Katharer oder Patarener und noch viel leichter auf die Bibel zurückführen, sammt der ganzen weißen Kleidung und jenen Blumen, welche die Frauen auf dem Kirchengang in ihren Händen tragen, was Alles an die Linnenkleider und Palmenzweige der Apokalypse erinnert. So ist die ganze Tracht, mit einziger Ausnahme jenes rothen Schürzleins, weiß und bleibt auch weiß. Zu bemerken ist noch, daß die Kirchenkleider durchaus bei keiner anderen Gelegenheit (Unterhaltung, Jahrmarkt, Hochzeit) angethan werden.

Sogar ihre Trauer ist weiß und unterscheidet sich vom Festtagskleid nur darin, daß statt der Batistleinwand ungebleichte Hausleinwand (der biblische „Sack“) angelegt wird, also das „räucherige“, aber doch reine Gewand. Diese Trauer wird nicht nur in den Fällen, welche der Wortsinn bezeichnet, getragen. Trauer trägt, wessen Sohn oder Mann beim Militär steht oder im Gefängniß sitzt. Trauer trägt von Kindesbeinen bis an sein Ende Jeder, der mit einem augenfälligen Körpergebrechen behaftet ist. Ein solcher geht an keinen öffentlichen Ort, mit Ausnahme der Kirche, mischt sich nicht in die Spiele der Anderen und geht, wenn er ledig das dreißigste Jahr überschritten und auf die Ehe verzichtet hat, zum Geistlichen, damit dieser ihm „die Haube gebe“ und in der Kirche in der Reihe der Frauen zu sitzen gestatte. Bei diesem vielen Weiß müssen aber die Wangen roth, das Haar schwarz und auch die Augenbrauen schwarz, und zwar bogenförmig sein, sonst hat das Mädchen von Glück zu sagen, wenn es mit Flachshaar und Kornblumen-
 augen nicht sitzen bleibt. Diese Eigenschaften sind auch nicht häufig, desto gewöhnlicher aber sind neben schwarzem Auge und Haar milchweiße, zart röthliche Wangen. Sind letztere nicht von der Natur freiwillig beige-steuert, so werden sie mittelst einiger Schminke erzwungen. Wir haben bereits erwähnt, daß das Schickslichkeitsgefühl des Magyaren ihm nicht gestattet, das Schlechte beim Namen zu nennen; in seinem Wörterbuch gibt es keine Räuber, sondern arme Bursche, keine Deserteurs, sondern „Geschorene“, keinen Teufel,

sondern nur „die Bösen“. Das Volk der Drmánšág aber thut es in dieser Art von Schicklichkeit jedem anderen zuvor. Es kennt in seiner Sprache keine Schminke, nur „Röthe“, die Frau schminkt sich nicht, sondern „röthet“ sich nur, was etwas ganz Anderes ist. Dies ist ja auch nach seinen Begriffen gar keine Schande, denn das Weibsvolk ist verpflichtet in makelloser Reinheit einherzugehen, wodurch sonst aber sollte es, nachdem es sich die ganze Woche von der Sonne das Antlitz hatte bräunen lassen, dasselbe wieder mit seinem Festtagskleide in Einklang bringen? Dazu gehört die „Röthe“, nicht aus Koketterie, sondern aus gutem Geschmack. „Die Übermüthige! Nicht einmal die Mühe nimmt sie sich, daß sie sich ein wenig herrichtet, wenn sie unter Leute geht!“ Aber was in dieser Hinsicht in der Drmánšág als schicklich gilt, das ist anderwärts und besonders im ganzen großen Alföld — unschicklich.

Ein erwähnenswerthes Stück ist noch jenes zwei Meter lange und ein Meter breite, mit rothen Streifen gesäumte, im Hause gewebte Übertuch („abrosz“, im Eisenburger Comitát mit eigener Bezeichnung „kóczöle“), welches für die Frau aus der Drmánšág fast so viel bedeutet, wie für den Mann im Alföld die Suba oder für den Reisenden der Plaid. Dies ist ihr Schutzmittel gegen Regen und Kälte, Staub und Mücken, es ist Bett und Windel ihres Kleinen auf dem Felde, es dient zur Umwicklung jeder in der Hand getragenen Last und zur Bedeckung des großen, runden, zweihenkeligen Scheffelkorbes, den sie auf dem Kopfe erhebt und, ohne daß es ihr Mühe macht, auf große Entfernungen trägt, bergauf bergab, mit einer Sicherheit, daß er nie in die geringste Schwankung geräth, obgleich sie es nie mit der Hand unterstützt. Besonders aber stolpert sie damit niemals, denn wem dies passiert, der wird es ewig als Schmach nachgesagt. Einen Schubkarren vor sich herzuschieben, einen Rucksack zu schleppen oder einen doppelten Kober auf der Schulter oder ein Bündel auf dem Rücken, dazu wäre eine Frau aus der Drmánšág und überhaupt der ganze Stamm längs der Drau, zu dem sie gehört, unter allen Umständen zu stolz. Das paßt für Mägde, und sie ist keine Magd. Der Scheffelkorb ist ihre Glorie, er sichert ihr den geraden Gang und die aufrechte Haltung, er ist aber auch Schuld daran, daß ihre Halsmuskeln sich vor der Zeit ansehnlich verdicken.

Von Fünfkirchen südlich zur Drau hinab läuft pfeilgerade die Fünfkirchen-slavonische Landstraße. Ein Abschnitt derselben, der zwischen Turony und Harkány, ist die Grenzlinie, welche die Tracht scheidet. An dieser Straße macht die Frau aus dem Drmánšág Halt und sagt: „Wir tragen uns weiß, die dort bunt; wir tragen den kebeé (Rock), die dort den Kittel“. Bunt! In der That beginnt da die bunte Welt, die seidene, sammtene, tuchene, der Luxus mit Buda und Békés (langer, beziehentlich kurzer Pelzrock) und setzt sich selbstvergeffen längs des rechten Donau-Ufers fort, von Esseg hinauf bis Mohács. Oberhalb Mohács, in den großen Gemeinden der Donau-Sárföz bis Kalocsa-Szegvár, erscheint

das weiße Ärmelhemd wieder — ein wahres Meisterwerk — umfassen vom Seidentüchlein, das vor der Brust geknotet ist, und an der Taille festgehalten durch den farbigen Gürtel des Rockes. Uranfiedler wohnen da, über die am Ende des vorigen Jahrhunderts Pater Ubalbus einem baierischen Bischof folgende Schilderung sandte: „Homines hunnotataricae originis, apprime naturam hungaricam exprimunt. Mares pellibus, foeminae cannabinis, diversis jabolicis coloribus imbutis incedunt.“ (Ein hunnisch-tatarischer Stamm, der die ungarische Natur wahrhaft ausprägt. Die Männer gehen in Thierfellen, die Frauen in Leinwand, welche mit verschiedenen teuflischen Farben gefärbt ist, einher.)

Er hatte Recht, was die Tracht betrifft. Der mit rothen Saffianblumen benähte Ködmön (Lederwamm) diente Mann und Weib als gewöhnliches Winterkleid; das Galakleid war bei dem Manne ein rein weißer, kurzer Szür-Rock von schönem Schnitt, lose umgehängt, im Übrigen schwarzes Tuch, schwarze Stiefeln und runder Filzhut. Charakteristischer als diese Tracht ist das alte, aber auch jetzt noch allgemein gebräuchliche weite, noch nicht bis zur halben Wade reichende Linnenbeinkleid bei den Burjschen. Ebenso kurze, flotte, farbige Röcke (hokor ugrös) trägt die weibliche Jugend. Den Kopf bekränzen die Mädchen mit einem perlenbesetzten Jungfernkranz, von dem auf Stirne und Schläfe blaue und rothe Bänder niederflattern. Nach der Hochzeit tritt an die Stelle des Jungfernkranzes (párta) ein nebartiges Häubchen, das sich wie eine halbe Melonenschale über den Vorderkopf legt, und auch die farbigen Bänder flattern jetzt nicht mehr vorne, wie in der Mädchenzeit, sondern vom Rückentheile der Haube auf den Hals hinab. Den Kopf überwallt ein breiter, weitschichtiger Schleier (Deckel) und die neugebackenen Weibchen stecken ihn mittelst großer Stecknadeln, deren farbige Glasknöpfe eine Krone bilden, an der Stelle fest, wo früher die „párta“ schimmerte. Was die zierlichen Füße betrifft, so kämpft um sie der fremdländische Sammtschuh mit dem einheimischen rothen Stiefel einen Kampf auf Leben und Tod. Stiefel und Schuhe aber haben hohe Hacken und im Absatz verborgen eine kleine „Schelle“ (Mädchensporen). Reizend klingen die vielen kleinen Dinger, wenn auf dem grünen Tanzplatz zu Decs oder Esanád die Mädchen zu Hunderten ihre Reigen schlingen.

Das wäre denn die Volkstracht einiger Gegenden. Es ist jedoch beinahe unmöglich, die Variationen der ungarischen Volkstracht in ein erschöpfendes System zu fassen; auch die Geseze unseres Tanzes und der Rhythmus unserer Volkslieder widerstreben ja solchem Zwange. Der Zweck unserer Darstellung war es nicht, die ungarische Volksmode zu behandeln, welche dem Wechsel unterworfen ist, sondern die Volkstracht, welche sich auf Grund feststehender Motive entwickelt. Wir suchten die Volkstracht nicht in den volkreichen Städten des Alföld, deren Bevölkerung infolge zunehmenden Wohlstandes, wachsender Bildung und fortwährender Berührung mit anderen Racen und Classen unwissentlich,

aber unausgesetzt ihre Kleidung ändert, sondern in den Dörfern, bei den Hörigen von einst, und zwar — wenn wir uns einer Analogie bedienen dürfen — nach Linnés System in der Blüte, bei der Jugend nämlich, und gerade in deren Blütezeit, wenn sie das Festgewand anlegt. Welche Abwechslung der Farben, Stoffe und Verzierungen, von der in seidene Blütenblätter gehüllten jazygischen Rose bis zur Lilie der Ormánság in ihrem batistenen Weiß, — oder von der an Silberketten baumelnden „Mente“ des Burschen von der Schütt-Insel bis zum schnurenumhangenen Dolmány des Székler Jünglings, — und doch welche Gleichmäßigkeit im Schnitt und in der Art, das Kleid zu tragen! Das ist wie die verschiedenen Regimenter einer großen Armee mit ihren verschiedenen Aufschlägen und Knöpfen, aber mit gleichmäßiger Bewaffnung und einheitlicher Uniform. Oder wie ein großer Teppichgarten, wo die Abwechslung in der Gruppierung des Gleichförmigen besteht und selbst die arme Kessel schön ist an dem Pláze, wohin sie gehört.

